ISSN 0940-8665
29. Jahrg./Feb 93, DM 7,50

Nachbarschaftsheime,
Bürgerzentren, Soziale Arbeit,
Gemeinwesenarbeit

Rundbrief 1 93

- **Erfahrungen**
- **Berichte**
- **Stellungnahmen**

VERBAND FÜR SOZIAL-KULTURELLE ARBEIT e.V.
vorm. VERBAND DEUTSCHER NACHBARSCHAFTSHEIME

Rundbrief 1/93 29. Jahrgang Februar 1993

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort
von Bernd Giesecke S. 1

Frauenarbeit in Köln-Vingst:
ICH GUCK JETZT WAS ICH SELBER WILL!
von Angelika Klauth und Roswitha Netz S. 2

Projektbeschreibung:
GEMEINWESENORIENTIERTE ALTENARBEIT DES ARBEITSKREIS RHEINSTEINSTRAßE e.V. IN KÖLN.
von Monika Pick S. 9

Quäker Nachbarschaftsheim e.V.:
PROJEKT "KOMPETENZ IM ALTER" S. 12

REFLEXION - GANZ PRAKTISCH
von Monika Schneider und Marion Mohrlok S. 14

Das Begegnungszentrum Drewitz:
ERSTE ERFAHRUNGEN MIT NACHBARSCHAFTSARBEIT IN OSTDEUTSCHLAND
von Dietrich Brandenburg S. 17

Stadtteil- und Kulturarbeit
JAHRESTAGUNG DES VERBANDES FÜR SOZIAL-KULTURELLE ARBEIT e.V.
von Johannes Franz Erpenbeck S. 21

ANMERKUNGEN ZU EINEM ERNEUERUNGSVERSUCH EINES VERBANDES
von Heinz Altena S. 23

KOMMUNALE GEMEINWESENARBEIT IN HANNOVER - EINE REZENSION
von Dieter Oelschlägel S. 26

16. Konferenz der IFS
ORGANIZING FOR SOCIAL CHANGE - NEIGHBOURHOOD RESPONSES TO LOCAL AND GLOBAL ISSUES
von Johannes Franz Erpenbeck S. 29

ORGANIZING FOR SOCIAL CHANGE Teil II
von Marion Mohrlok S. 32

Erwachsenenbildung in Rußland:
VERGANGENHEIT UND ZUKUNFT "DIE ZEIT IST AUS DEN FUGEN"
von Dmitry A. Lioubitch S. 33

DIE STARTBEDINGUNGEN FÜR GEMEINWESEN-ARBEIT IN DER TSCHECHOSLOWAKEI
von Zuzana Havdrova S. 35

Armut: URSACHEN, DEFINITIONEN UND LÖSUNGSANSÄTZE
von Heinz Altena S. 39

Der RUNDBRIEF wird herausgegeben vom
VERBAND FÜR SOZIAL-KULTURELLE ARBEIT E.V.
Slabystr. 11, 5000 Köln 60
Tel. 0221 / 760 69 59

Redaktion: Birgit Weber

Der RUNDBRIEF erscheint zweimal jährlich
Jahresabonnement:
DM 17,50 incl. Versandkosten
Einzelheft: DM 7,50 plus Versandkosten

Kündigung des Abonnements mind. 3 Monate zum Jahresende

ISSN 0940-8665

VOR-WORT

Liebe Freundinnen und Freunde,

der heute vorliegende Rundbrief spiegelt die Vielfalt unserer Arbeit und der verschiedenen Ansätze dieser Arbeit in unserem Verband wieder.

Wir haben in langen und harten Diskussionen viel Gemeinsames, viel altes Neues und neues Altes in den Köpfen bewegt.

Der Verband hat zwei Klausur- Tagungen (Dezember '91 und Februar '92) zur neuen Profilierung durchgestanden.

Wir haben in der Mitgliederversammlung in Bremen (Mai '92) einen neuen Vorsitzenden (Andreas Baumgärtner aus Wuppertal) gewählt.

- Dank an Dieter Oelschlägel für den langjährigen Vorsitz im Verband.

Im August '92 wurde eine neue Geschäftsführerin (Birgit Weber) eingestellt.

- An dieser Stelle sei dem ausgeschiedenen Geschäftsführer Matthias Mozdszanowski für seine Arbeit gedankt:

Er hat Diskussionen angeregt, Perspektiven aufgezeigt und Vorstellungen in die Arbeit eingebracht, die den Verband heute aufgeschlossener denn je zeigen.

Ein Ergebnis neuer Konzeption ist die stärkere Einbindung des Vorstandes in die Verbandsarbeit - ein anderes, die Redaktion der Rundbriefe in die Hände der Landesverbände (Berlin und NRW) zu legen.

Ich freue mich über die Vielzahl der Beiträge; Vielzahl heißt im Sinne des Bundesverbandes - Vielfalt: kritische Rückschau, neue Formen der Zusammenarbeit, Analyse der gesellschaftlichen Realität, Traditionslinien, Arbeitsreflexionen und Aufbau von nachbarschaftlicher Arbeit (im Fall des Beitrages von Zuzana Havtrowa hat uns die politische Entwicklung bereits überholt: die Tschechoslowakei gibt es seit dem 01.01.1993 nicht mehr ...).

Der Landesverband NRW zeichnet für diese Ausgabe verantwortlich.

Bernd Giesecke
Landesverband NRW

Frauenarbeit in Köln-Vingst

„ICH GUCK JETZT WAS ICH SELBER WILL!"

von Angelika Klauth und Roswitha Netz

I. Einleitung

1. Das Bürgerzentrum Vingst - Büro für Gemeinwesenarbeit - der Stadtteil

Das Bürgerzentrum Vingst ist ein sozialkulturelles Zentrum und macht Angebote im Freizeit-, Kultur- und Bildungsbereich für alle Alters- und Bevölkerungsgruppen. Die Arbeit ist an den Bedürfnissen im Stadtteil orientiert. Hier wird Präventionsarbeit geleistet, die der Isolation entgegenwirkt, die ausländische BürgerInnen in die Gemeinschaft integriert und die es vielen BürgerInnen ermöglicht, aktiv am Leben im Stadtteil mitzuwirken. Die Einrichtung gliedert sich in folgende Bereiche: den Kinder-, Jugend- und Seniorenbereich in der Heßhofstraße und das Büro für Gemeinwesenarbeit in der Würzburger Straße in Köln-Vingst. Träger ist ein freier Verein, die "Förderungs- und Bildungsgemeinschaft Jugend- und Altenarbeit Vingst Ostheim e.V.", die auch das rechtsrheinische Arbeitslosenzentrum "Vingster Treff" unterhält.

Das Gebiet, in dem wir arbeiten, deckt sich im wesentlichen mit dem in der "Vorbereitenden Untersuchung" der Stadt Köln von 1991 beschriebenen Untersuchungsgebiet Vingst-Höhenberg. Besser, als dort beschrieben, könnten wir die "soziale Dramatik" kaum darstellen.

Im genannten Bericht wird eindringlich auf die vielen sanierungsbedürftigen Wohnblöcke hingewiesen, auf die städtebaulichen und gestalterischen Defizite und auf Überbelegung von Wohnraum. Der Stadtteil ist ein überaus benachteiligter Stadtteil mit hohem Anteil an Kindern/Jugendlichen und Ausländern, der in seiner Problematik direkt nach dem Köln-Chorweiler-Zentrum kommt. Es gibt auffallend viele psychisch Kranke und Menschen mit Alkoholproblemen. Einige Teilgebiete müssen als "sozialer Brennpunkt" bezeichnet werden. Es wird festgestellt, daß hier eine Sanierung besonders dringend notwendig ist.

Der Gemeinwesenbereich ist für besonders benachteiligte Bevölkerungsgruppen zuständig. Es ist erklärtes Ziel, die BürgerInnen besonders zu berücksichtigen, die ihre Interessen nicht selbst artikulieren können. Wie aus der Sozialraumanalyse hervorgeht, sind die Kommunikationsdefizite vieler BürgerInnen groß, und die Beteiligung der BürgerInnen am Gemeinschaftsleben ist gering.

2. Frauenarbeit - warum wir diesen Artikel schreiben

Da Frauen sicherlich zu denjenigen Bevölkerungsgruppe gehören, die ihre Interessen nicht selbst artikulieren, ergibt sich, daß wir - die Sozialarbeiterinnen des Bürgerzentrums Vingst - von Anfang an verstärkt Angebote für Frauen gemacht haben.

Frauen sind den Unzulänglichkeiten im Stadtteil viel mehr ausgesetzt als Männer, da für sie der Stadtteil kein Freizeitbereich ist. Sie verbringen ihren Arbeitstag als Hausfrau und Mutter dort. Für fast alle Frauen in Vingst ist es Realität, daß sie sehr jung Mutter werden, daß sie oft eine schlechte oder keine Ausbildung haben und für sich keine eigene Lebensperspektive haben, die über das Muttersein hinausgeht.

Die Gruppe, die wir hier näher beschreiben wollen, war anfangs eine Gruppe für junge alleinerziehende Frauen aus dem Stadtteil, die noch nicht lange in Vingst wohnen. Später kamen verheiratete Frauen hinzu.

Zunächst ging es darum, andere Frauen in ähnlichen Situationen kennenzulernen und im geschützten Rahmen die Möglichkeit zu finden sich auszutauschen und darüber Impulse zu bekommen, sich aktiv im persönlichen wie im Stadtteilleben einzumischen. Später ging es auch darum, eine berufliche Perspektive zu entwickeln.

An die Arbeit sind wir zunächst ohne großartige methodische Vorgaben herangegangen. Wir haben uns - ausgehend von der Frauenbewegung der 70/80er Jahre - als Frauen unter Frauen gefühlt und deshalb wenig Leitungsfunktion übernommen. Im Laufe der Zeit haben wir jedoch unsere Fachlichkeit stärker betont, da wir einerseits über Wissen verfügen, das Gruppenprozesse fördert, andererseits für die Arbeit bezahlt werden. Daraus ergibt sich eine gewisse Distanz zu den Frauen, die wir nicht leugnen wollen. Das heißt aber nicht, daß wir Frauen entmündigen. Mit diesem Spannungsverhältnis haben wir uns lange beschäftigt, deshalb haben wir ein eigenes Kapitel zu unserer Rolle geschrieben.

Frauenarbeit wird oft belächelt und als "Kaffeeklatsch" abgetan. Wir haben jedoch die Erfahrung gemacht, daß gerade in Frauengruppen viel bewegt wird.

Leider ist die Darstellung nach außen gering; Frauen finden ihre Arbeit oft zu selbstverständlich um sie genügend zu gewichten.

Dies ist ein Grund dafür, warum wir unsere Erfahrungen aufgeschrieben haben, neben der Lust an der eigenen Reflexion unserer Arbeit.

II. Gruppenanalyse

1. Gruppenphasen

Bevor wir auf das Gruppengeschehen und die Frauen eingehen, stellen wir kurz die Gruppenphasen dar, weil dadurch unser Vorgehen verständlicher wird. Wir hatten nicht für alle Gruppenphasen von vornherein ein fertiges Konzept, sondern haben anhand der akutellen Situation jeweils neu überlegt, wie wir vorgehen.

a) Anfangsphase

Für diese Phase benennen wir den Zeitraum von ´85-´87. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß jede Frau sehr viel Aufmerksamkeit brauchte, um sich überhaupt zu trauen, in der Gruppe zu reden. Sich Raum nehmen und lernen über eigene Probleme zu reden, steht im Vordergrund. Hierin unterscheiden sich Frauengruppen von übrigen Gruppen.

In dieser Gruppe sind keine Frauen, die gewohnt sind sich zu präsentieren. So ist diese Phase gekennzeichnet von zaghaftem Verhalten, gefordert sind Sensibilität und Einfühlungsvermögen.

Die Aktivitäten dieser Zeit sind sehr nach innen gerichtet. Gemeinsam rausfahren, feiern und basteln interessiert die Frauen.

In dieser Zeit entstehen die ersten Regeln, ohne die keine Gruppe auskommt.

b) Action-Phase

Diese Phase teilen wir in zwei Teile. Im ersten Teil, der von ´88 -´89 dauert, wird sehr vieles ausprobiert. Die Frauen informieren sich über Aktivitäten anderer Gruppen und Institutionen, sie organisieren Feste, machen Gymnastik und Körperarbeit und spielen Theater mit ersten öffentlichen Auftritten. Es wird viel nach außen gearbeitet.

In diese Zeit fällt auch unsere erste Auseinandersetzung mit unseren Rollen als Leiterin, an deren Ende wir uns stärker als bisher professionalisieren.

Den zweiten Teil, für den wir den Zeitraum von ´90 -´91 festlegen, möchten wir Bildungsphase nennen. Das gemeinsame Arbeiten wir konzentrierter, die Frauen artikulieren deutlich ihre Vorstellungen und sind sehr daran interessiert, an Themen zu arbeiten. Dabei äußern die Frauen immer wieder, daß sie nicht wie in der Schule lernen wollen, sondern von ihren Lebenserfahrungen ausgehen. Die Frauen haben gelernt, sich ernst zu nehmen, sie bekommen durch die gemeinsamen Diskussionen aber auch viele neue Impulse.

d) Abschluß

Das letzte halbe Jahr ist die Zeit des Reflektierens und Abschiednehmens. Zu Beginn dieser Zeit legen die Frauen ganz klare Regeln und Arbeitsschritte fest und arbeiten ein letztes Mal an einem Thema. Es ist dabei deutlich, daß die Gruppe wenig neue Impulse gibt, daß neue Frauen keine Chancen haben, und so ist es folgerichtig, die Gruppe damit zu beenden.

Einige Frauen gehen im Anschluß zurück in den Beruf, andere schließen sich einer Selbsterfahrungsgruppe an, wieser andere überlegen, eine eigene Gruppe aufzubauen.

2. Chronologisches Gruppengeschehen 85-92

September 85:

- Über Hausbesuche mit der Sozialarbeiterin einer Wohnungsbaugesellschaft bei alleinerziehenden jungen Müttern, die noch nicht lange im Stadtteil leben, entstehen erste Kontakte, aus denen ein regelmäßiges Treffen wird. Eine Frau mit viel Engagement im Verein und mit Gruppenerfahrung kommt hinzu. Leitung durch eine junge Sozialarbeiterin:; Themen: Erziehungs- und Beziehungsprobleme, Unterstützung bei finanziellen und alltäglichen Belangen, Unternehmungen.

´86:

- Weitere Frauen kommen dazu, z.T. motiviert durch den Allgemeinen Sozialen Dienst (ASD). Die Frauen mit massiven persönlichen Problemen oder die nicht über Gruppenerfahrung verfügen, bleiben weg.
- Eine Kollegin kommt als weitere Leiterin hinzu.
- Erste Regeln werden aufgestellt:

1) Jede Frau ist an der Programmgestaltung beteiligt. Themen sind z.Zt. die unmittelbaren täglichen Erfahrungen (Haushalt, Kinder, Beziehungsarbeit)

2) Am Anfang jeden Gruppentreffens steht ein "Blitzlicht", jede erzählt kurz, wie es ihr geht, ohne daß andere Gruppenmitglieder das Gesagte bewerten. Ergibt sich daraus, daß einer Frau "das Wasser bis zum Hals steht", haben ihre Probleme immer Vorrang, unabhängig vom eigentlichen Thema.

3) Die Teilnehmerinnenzahl ist auf maximal 10 Frauen begrenzt, damit jede die nötige Aufmerksamkeit und Vertrauen bekommen kann.

4) Bei manchen Themen werden Referentinnen von außen herangezogen.

5) Ergänzt wird die Arbeit durch Entspannungs- und Konzentrationsübungen.

´87:

- Infobesuche bei verschiedenen Institutionen, zB: Pro Familie, Besuch einer Ausstellung "Gewalt gegen Frauen"; häufig wird zusammen gebastelt.
- Die Gruppe öffnet sich für verheiratete Frauen, von denen manche persönlich gefestigter sind und dadurch gruppenfähiger.
- Im Oktober oranisiert die Gruppe einen Basar mit selbstgemachtem Tiffanyschmuck, Strumpfbandblumen etc., dessen Erlös einem Verein für krebskranke Kinder zugute kommt (Idee der Frauen: "wir wollen auch einmal spenden, obwohl wir nicht reich sind").

´87/´88:

- Konflikte unter den Frauen treten auf; das Zusammengehörigkeitsgefühl ist andererseits gewachsen.

- Es wird immer deutlicher, daß kontinuierliche Kinderbetreuung nötig ist, damit die Gruppe ungestört arbeiten kann. Zeitweilig kann eine Kinderbetreuung bezahlt werden, das Problem begleitet aber die gesamte Gruppendauer, da immer wieder Kinder nachkommen und die in Kindergarten und Schule abwandernden ersetzen.
- Die Kölner Spielewerkstatt führt ein Elternseminar durch, in dem die Frauen motiviert werden, mit ihren Kindern zu spielen.
- Eine Gymnastikgruppe, angeleitet durch eine Motopädin, wird ins Leben gerufen (zusätzlich zu den Gruppenstunden).
- Die Gruppe entwickelt ein eigenes Theaterstück mit dem Titel: "Die Frau - nur eine Gebärmaschine ?" Inhalt: Eine junge Frau bekommt trotz guter Qualifikation eine Stelle nicht, weil sie ja Kinder bekommen könnte. Als sie sich dann folgerichtig zu einem Kind entschließt, wird zunächst scheinbar durch "Vater Staat" mit Geld geholfen. Dieser Lockvogel reicht natürlich nicht für die Erziehungszeit eines Kindes, so daß sie am Ende (Jahre später mit vielen Kindern und arbeitslosem Mann) beim Sozialamt landet, wo sie jedoch auch keine Hilfe bekommt. Auch für den Vermieter sind die Kinder nur ein Grund, ihr die Wohnung nicht zu vermieten. Von einer "aufopferungsvollen Tat" (Kinder in die Welt zu setzen und zu erziehen) spricht jetzt keiner mehr. Den Abschluß bildet der Ehemann, der sein durch Arbeitslosigkeit angeknackstes Selbstwertgefühl auf Kosten der Frau aufpoliert und sie noch kleiner macht.

8. März ´88:

- Uraufführung des Theaterstücks beim 1. Frauenfest zum Internationalen Frauentag im Bürgerzentrum Vingst, einem gemeinsamen Fest von türkischen und deutschen Frauen aus dem Stadtteil, von denen viele an unseren Gruppen und Kursen teilnehmen.

August ´88:

- Wochenfahrt in die Rhön nach Oberbernhards; zwei Probleme werden deutlich:

1. Die Gruppe sucht immer wieder Frauen, die ausgegrenzt werden und als Sündenbock fungieren
2. Wir überdenken unsere Rolle als Leiterin neu und übernehmen mehr Leitung als bisher (s. dazu auch Auszug aus dem Jahresbericht ´88 des Bürgerzentrums Vingst)

Januar ´89:

Wochenendfahrt ins Bergische Land (Dürscheid); Thema ist: "biografische Erzählungen - Wer entscheidet über mein Leben, die Gesellschaft, die anderen oder ich?" Jede Frau erzählt aus ihrer Geschichte, die derzeitige Situation und ihre Ideen zu ihrer Zukunft. Welche Bedeutung haben Erwerbstätigkeit, Hausarbeit, Kindererzie-

hung, Schwarzarbeit, Beziehungsarbeit und Aktivitäten im Stadtteil für Frauen? Welche Gemeinsamkeiten haben die Frauen? Welche Fähigkeiten? Wo sind die gesellschaftlichen, wo die individuellen Grenzen? Welche Träume haben die Frauen? Welche Phantasien für die Zukunft? Was ist davon realisierbar und wie?

Ein sehr intensives Wochenende, an dem auch die Kinderbetreuung sehr gut war.

8. März '89:

- 2. Frauenfest im BZ Vingst, an dem die Gruppe ihr 2. Theaterstück aufführt, eine Moritat mit dem Titel "Mariechen - Marie". Inhalt: Eine Frau wird dargestellt in verschiedensten Rollen, als erwerbstätige Frau, als Hausfrau, als einfühlsame Ehefrau, als attraktive Frau. Doch so sehr sie sich auch bemüht, Anerkennung bleibt ihr versagt, sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben. Doch nach und nach nimmt sie ihr Leben selbst in die Hand, wird selbständig, verläßt ihren Mann, lebt ganz gut, versucht es noch einmal mit ihrem Mann, doch der kann sie nicht als eigenständige Frau akzeptieren, und sie verläßt ihn endgültig.

Sommer '89:

- Frauen aus einer anderen Frauengruppe (Mittwochsgruppe) mit gleich viel Gruppenerfahrung kommen hinzu; das führt dazu, daß einige Frauen, die am Rand standen, wegbleiben.

Herbstferien '89:

-Wochenfahrt zum Rursee (Woffelsbach); Thema: Körperarbeit, Tonarbeiten, Unternehmungen. Die Gruppe ist sehr groß und hat sehr viele Kinder mitgenommen. Die Kinderbetreuung ist ganz deutlich überfordert.

8. März '90:

- Teilnahme der Gruppe am 3. Frauenfest im BZ Vingst.

Herbstferien '90:

- Wochenfahrt in die Eifel (Lutzerath); Thema ist Kindererziehung und Probleme damit: Mütter sind immer noch nahezu allein für die Erziehung verantwortlich und meist überfordert. Neben entwicklungspsychologischen Aspekten geht es um den Umgang mit Strafen, Aggressionen und Konfliktlösung der Kinder untereinander. Dabei geht es nicht um Vermittlung abgehobener Theorien, sondern wir setzen bei den Frauen selbst und ihren Erfahrungen an (ein sehr schwieriges Thema): Unter den Frauen gibt es viele Konflikte um Dominanz und Vertrauen, was gerade bei diesem Thema vorab geklärt werden muß. Dabei werden die Grenzen der Gruppe und unserer Kompetenzen deutlich.

Ende '90:

- Die Gruppe verkleinert sich (2 Frauen beginnen zu arbeiten, 1 Frau wird ausgeschlossen); das Problem Dominanz ist scheinbar gelöst.

Januar '91:

- Wochenendfahrt ins Bergische Land (Dürscheid); die Gruppe übernimmt einen großen Teil der inhaltlich/thematischen Vorbereitung; Thema: Gewalt in der Partnerschaft "Das brennende Bett" - Was ist Vergewaltigung (rechtliche und persönliche Situation) Werden vergewaltigte Frauen ernst genommen oder inwiefern wird ihnen die Schuld selbst zugeschoben? Wo fängt Gewalt an? Was hält Frauen in unzumutbaren Zuständen? Hilfsmöglichkeiten!

8. März '91:

- Teilnahme am 4. Frauenfest im BZ Vingst

Sommer '91:

- Eine neue Frau kommt hinzu. Es wird aber deutlich, daß die Gruppe nicht mehr offen ist für Neue. Es gibt zu viele Erfahrungen miteinander.

Herbst '91:

- Immer mehr Frauen bereiten sich auf einen Wiedereinstieg in den Beruf vor. Weiterbildungsmöglichkeiten und berufliche Perspektiven werden zum Thema. Es entsteht die Idee, zusammen ein Cafe aufzumachen; Besuch mehrerer ähnlicher Projekte. Die Schwierigkeiten erweisen sich als sehr groß, wenn frau davon leben will; die Idee wird verworfen.

Februar '92:

- Die Gruppe schleppt sich dahin. Daraus folgt eine eingehende Reflexion der Gruppensituation; neue Regeln werden aufgestellt und Grenzen werden festgelegt:

"ES muß klar sein, daß jede einzelne Frau sich für das Gruppengeschehen verantwortlich fühlen muß, nicht nur die beiden Leiterinnen.

Grundsatz: Was in der Gruppe geschieht, bestimme und gestalte ich mit, hängt (auch) von mir ab.

Jedes Treffen beginnt mit einem Blitzlicht, einmal monatlich ist Reflexion (gucken, wo wir stehen, ob es allen Frauen Spaß macht, ob wir unsere Ziele erreichen).

Was kann die Gruppe?

Unterstützung der Frauen untereinander, zuhören, Ratschläge geben, aus eigenen Erfahrungen berichten, Kinder mal abnehmen, Hilfestellung geben zB. bei Ämtern, Rechtsfragen, Anstoß und Unterstützung zur persönlichen Entfaltung geben, einander ernst nehmen - dadurch kann einzelne Frau lernen, sich selbst ernst und wichtig zu nehmen.

Was kann die Gruppe nicht?

Die Gruppe kann nicht die Probleme einzelner Frauen für diese lösen, kann keine Therapie geben, kann keine persönlichen Entscheidungen abnehmen, kann nicht ständig zur Verfügung stehen, kann den einzelnen Frauen nicht abnehmen, über den eigenen Schatten zu springen, um selbst aktiv auf andere zuzugehen." (Auszüge aus den Protokollen vom 4.+11.2.92)

Es wird verabredet, daß die Zeit bis zum Sommer genutzt wird um zu klären, ob die Gruppe weiterbestehen soll oder nicht.

Februar - Juli '92:

- Als Thema wird festgelegt: Kindesmißhandlung (Zeitungsausschnitte sammeln, eine Leiterin bereitet ein Referat zum Thema vor, Besuche verschiedener Institutionen: Kinderhaus für mißhandelte Kinder, Kinderschutzzentrum, Jugendamt, Gericht).

Geklärt werden soll: Wie kommt es zu Kindesmißhandlung? Können Kinder das je vergessen? Wann sollen sich Außenstehende einschalten? Welche Hilfsmöglichkeiten gibt es?

- Abschlußreflexion: Es wird beschlossen, die Gruppe mit einer Abschlußfahrt zu beenden. Einige Frauen haben neue berufliche Perspektiven entwickelt, neue Frauen schaffen es nicht, hereinzukommen, viele inhaltliche Themen wurden besprochen. Kontakte sind entstanden, viele Konflikte konnten ausgetragen werden.

Einige Frauen sehen für sich die Möglichkeit an einer Selbsterfahrungsgruppe teilzunehmen.

Juli '92:

- Abschlußfahrt in den Westerwald (Drinhausen)

Dies ist die erste Fahrt ohne Kinder. Es ist viel Zeit zum Klönen, zum Stöbern in alten Fotos und Videoaufnahmen und beim Hören der Interviews.

3. Gruppeninhalte

Die Inhalte können in folgende Bereiche eingeteilt werden:

a) Kontakt/Selbsthilfe/Entwicklungsmöglichkeiten

Wir haben uns immer bemüht, jeder Frau viel Platz für ihre persönlichen Belange einzuräumen. Dadurch konnten die Frauen lernen, sich ernst zu nehmen und bei ihren eigenen Bedürfnissen anzusetzen. Dies ermöglicht, das eigene Leben stärker selbst in die Hand zu nehmen und sich nicht von anderen bestimmen zu lassen.

Das gemeinsame Reden in der Gruppe ermöglicht zu erkennen, daß es anderen genauso geht. Dies entlastet insoweit, als daß sich die einzelne Frau nicht als Versagerin sehen muß, sondern sich fragen kann, was dies mit gesellschaftlichen Strukturen zu tun hat.

Die Gruppe ermöglicht, aus den eigenen vier Wänden herauszukommen und mit anderen Frauen in Kontakt zu kommen. Oftmals war die Gruppe die einzige Möglichkeit für die Frauen, etwas nur für sich zu tun. Dies gegen den Mann durchzusetzen war oft ein großer Schritt in Richtung Emanzipation.

Die Frauen konnten sich gegenseitig unterstützen, indem sie schon mal gegenseitig die Kinder mitbetreuten.

Sich selbst in der Gruppe zu erleben bedeutet viel Auseinandersetzung mit sich selbst, mit der eigenen Rolle und Auseinandersetzung mit Autoritätspersonen. Die eigene Konfliktfähigkeit wird dadurch gestärkt.

Für viele Frauen bot die Gruppe zum ersten Mal die Möglichkeit, sich aktiv am Gruppengeschehen zu beteiligen. Eigene Themen und Ideen zu entdecken und zu erleben, wie diese gemeinsam umgesetzt werden, gemeinsame Regeln aufzustellen und mit den eigenen Vorstellungen ernst genommen zu werden, stärkte das Selbstbewußtsein, das bei Frauen immer noch - durch Sozialisation und aktuelle Situation von Frauen - häufig sehr schwach ausgebildet ist.

Dabei kam die Gruppe häufig an Grenzen. Es gab immer wieder Frauen in der Gruppe, die persönlich so stark belastet waren, daß die Gruppe dies nicht auffangen konnte; in diesen Fällen war Einzelbetreuung oder Therapie notwendig.

Andere Frauen sahen die Gruppe als Möglichkeit, wo frau mal hingehen kann. Aber um eine Gruppe am Leben zu halten, sind Verbindlichkeiten notwendig wie regelmäßige Teilnahme oder Einhalten von Gruppenzeiten.

b) Körperarbeit/Theater

In einer Gymnastikgruppe mit Entspannungsübungen sollten die Frauen erreichen, ein positiveres Gefühl zu ihrem Körper zu entwickeln, sich auf sich konzentrieren zu können, den Körper wahrnehmen, Entspannung lernen. Sie wurde zusätzlich zu den Gruppenterminen von einer Motopädin angeboten.

Erweitert wurde diese Gruppe durch Theaterarbeit als Schulung der Präsentationsfähigkeit, sich darzustellen, vor vielen Leuten zu reden, in andere Rollen zu schlüpfen, um aus eingefahrenen Verhaltensmuster zu entkommen. Viele Frauen sagten hinterher, daß sie sich das früher eigentlich nie zugetraut hätten.

c) Bildungseinheiten

Wie schon erwähnt, haben die Frauen die Themen, die sie interessierten, immer selbst gewählt. Dabei geht es nicht um theoretische Aufarbeitung von Themen, sondern wir setzen immer bei ganz konkreten Lebenserfahrungen an. Auch die Aufarbeitung wurde mehr und mehr von den Frauen mitgetragen. Angewandte Methoden waren: Zeitungsausschnitte sammeln, Besuch von anderen Institutionen, Referate, Diskussionen, Rollenspiele. Eine besonders intensive Methode sind

biografische Erzählungen/Interviews:

Zweimal wandten wir im Laufe der Zeit biografische Erzählungen (Interviews) an (s. dazu auch Kapitel 2, Januar 89), um uns mit der Lebensplanung jeder einzelnen Frau zu beschäftigen. Zum einen bietet die Form des Interviews die Möglichkeit, das Gesagte festzuhalten, damit stärker zu gewichten, zum anderen kann die entsprechende Frau das Gesagte zu einem späteren Zeitpunkt überprüfen. Dies ist eine intensive Arbeitsform, bei der sich Frauen bewußt werden können, daß sie ihr Leben tatsächlich selbst in die Hand nehmen können und auch müssen. Eigene Perspektiven zu entwickeln, sowohl persönlich als auch beruflich, ist notwendig, um den Weg aus Depression und Isolation herauszufinden.

"Für die Lebens- und Kinderplanung der Frauen haben auch die Frauengruppen in den sozialen Brennpunkten eine besondere Bedeutung. Dort werden sie sich in Gesprächen über die Situation der Frauen klarer. Dies bleibt nicht ohne Auswirkung auf den Kinderwunsch. Eine Frau, die in ihrem Leben Alternativen zum Kinderkriegen gezeigt und angeboten bekommt, beschränkt sich nicht so leicht auf die Mutterrolle." (aus: Jahrbuch 4 Gemeinwesenarbeit, Frauen, Hg.: Rösgen, Neumaier, Hillenbrand, Luner, S. 62)

4. Gruppenleitung

Aufgabe der Gruppenleiterin, wie wir sie sehen, ist die der Initiatorin. Sie muß

dafür sorgen, daß Strukturen geschaffen werden zB. über Regeln, wobei die Frauen soweit wie möglich einbezogen werden sollten.

Dabei ist es wichtig, Gruppenprozesse zu beobachten, Konflikte zu thematisieren und an deren Lösung zu arbeiten.

Die Gruppenleiterin muß eine Atmosphäre schaffen, die es den Teilnehmerinnen ermöglicht, sich angstfrei einzubringen (s.-Gruppeninhalte).

Auch in Frauengruppen spiegeln sich Unterdrückungsmechanismen wider. Sie zu thematisieren und Alternativen aufzuzeigen, kann mithelfen, Unterdrückungsmechanismen auch in der Gesellschaft zu erkennen und abzubauen. In der Gruppe kann frau daran arbeiten, ein gesünderes Selbstbewußtsein zu entwickeln, lernen, sich nicht auf Kosten anderer zu profilieren.

Die Gruppenleiterin muß Ausgrenzungen entgegenwirken durch deren Thematisierung, Wecken von Verständnis und Toleranz untereinander, Setzen von eigenen Strukturen, die Ausgrenzung ausschließen. Die eigene Akzeptanz muß spürbar sein.

Die Gruppenleiterin soll an den positiven Seiten der einzelnen Frauen ansetzen und sie darin bestärken.

Die Gruppenleiterin soll auf der Grundlage fundierten Wissens über Gruppenprozesse, Gruppenstrukturen, parteilicher Unterstüzungsarbeit und Wissen über soziale und psychische Lebenssituation der Frauen kompetent handeln und adäquat unterstützen.

III. Reflexion

1. Interviews mit den Frauen

Fünf Monate nach Abschluß der Gruppe haben wir im Rahmen unserer Reflexion Interviews mit den Frauen gemacht. Wir wollten etwas darüber herausfinden, inwieweit die Gruppe die Frauen beeinflußt hat in Bezug auf ihre Persönlichkeit, ihre berufliche Perspektive. Da wir längere Zeit zwei dominante Frauen in der Gruppe hatten (die miteinander kooperierten), stellten wir auch die Frage nach der Rolle, in der sich die Frauen selbst und andere in der Gruppe gesehen haben.

Die persönliche Entwicklung durch die Gruppe bewerteten alle Frauen sehr hoch: "Am Anfang habe ich mich nicht getraut was zu sagen, habe mehr Vertrauen und Selbstbewußtsein gekriegt mich zu äußern". "Lasse mir kein schlechtes Gewissen mehr einreden, wenn ich was für mich tue (Berufstätigkeit, Frauengruppe). Bin selbstbewußter geworden". "Man lernt viel, wie andere sich verhalten, was sie sagen, wie sie auftreten". "Habe gelernt, mich zu Hause durchzusetzen, gehe mit offenen Augen durchs Leben. Mir fällt auf, wenn ein Mann seine Frau unterdrückt. Denke dann, dir könnte eine Frauengruppe gut tun". "Frau ist in der Gruppe stärker". "Ich bin selbständiger geworden. Ich guck jetzt, was ich selber will. Früher habe ich mich total untergeordnet, gab harte Auseinandersetzungen zu Hause, war anstrengend. Jetzt könnte ich nicht mehr dieselbe sein wie früher". "Ich fühle mich jetzt als starke Frau. Früher war ich Anhängsel. Habe gedacht, ich bringe nichts ein. An Reaktionen gemerkt, daß ich doch was einbringe, habe Bestätigung bekommen". "Bei einem Lernprozeß kann man sich dann auch woanders besser durchsetzen, auf der Arbeit zB."

Ein wichtiger Bereich in der Gruppe war der Kontakt zu anderen und gegenseitige Hilfe: "Gruppe fehlt mir, ich wußte früher, wohin ich gehen konnte, wenn ich Probleme hatte". "Ich war nicht allein mit meinen Problemen, konnte andere Frauen unterstützen, hat mir was gebracht". "Mit Gruppe habe ich Rückschläge in meinem Leben besser verkraftet". "Gruppe hat Halt gegeben, Ansprechpartner, die Anteil nehmen"

Die thematische Arbeit (zB Abtreibung, Vergewaltigung, Kindesmißhandlung, Strafen/Todesstrafe, sexueller Mißbrauch, Berufsperspektiven) bewerteten die Frauen positiv: "Themen haben mich weitergebracht". "Cafeprojekt war gut, da hätte ich mitgemacht". "Gut fand ich Besuche bei anderen wie Müttercafe, Kinderschutzzentrum usw." "Die gemeinsamen Fahrten waren gut".

Auf den Beruf bezogen hat sich die Gruppe offenbar mehr indirekt ausgewirkt: "Ich kann mich jetzt besser behaupten, lasse mir nicht so schnell was gefallen". "Ich kann Kolleginnen jetzt eher respektieren, weil ich in der Gruppe erfahren habe, daß man nicht alle nach den eigenen Vorstellungen verändern kann". Die meisten Frauen hatten vor wieder arbeiten zu gehen, wenn die Kinder versorgt sind. Dabei haben die Kinder eine höhere Priorität als die eigene Berufstätigkeit und die damit verbundene materielle Verbesserung für die Familie.

Bei der Frage nach der eigenen Rolle und der der anderen Frauen wurden die beiden dominanten Frauen eher negativ gesehen: "Sie haben Neue abgelehnt, rausgeekelt". "Manche wissen alles, können alles". "Man muß doch nicht immer was sagen, sie haben mit Gerede auch viel zerstört". "Einige, die das Sagen hatten, haben mit ihrem Gerede manchmal die anderen übertrumpft". Dabei sahen sich diese Frauen durchaus nicht als schwach. Die dominanten Frauen dagegen erlebten sich als Motor: "Ich habe oft das Gefühl gehabt, mußte der Gruppe Dampf machen, sonst passierte nichts".

2. eigene Reflexion

Wie die Interviews zeigen, haben wir eine Menge Ziele in dieser Gruppe erreicht:

Kontakt untereinander finden, sich gegenseitig helfen, Solidarität untereinander entwickeln, lernen sich einzubringen, eigene Inhalte zu entwickeln, Verständnis für andere zu lernen, Vertrauen zu fassen um sich zu öffen, Probleme anzusprechen, Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl stärken. Die Frauen konnten viel ausprobieren, haben eine Menge neuer Erfahrungen gemacht; die Gruppe hatte eine große Bandbreite.

Ein großes Problem, das wir in dieser Gruppe nicht gelöst haben, waren Ausgrenzungen und Sündenbockrolle.

Wir sind davon ausgegangen, daß die Gruppe sehr demokratisch arbeiten sollte und die Frauen sehr viel mitbestimmen und gestalten konnten. Das hat viel Positives ermöglicht, unsere Einwirkungsmöglichkeiten aber beschränkt.

Nach Gesprächen mit anderen Fachfrauen, die viel Erfahrung mit Gruppenarbeit haben, sind wir zu der Überzeugung gekommen, daß das Entgegensetzen von eigenen Regeln und Strukturen bei Ausgrenzung unbedingt wichtig ist. Hier wird das Spannungsfeld zwischen Leitung und Selbstbestimmung von Frauen in Gruppen deutlich. Wir halten es nach wie vor für richtig, daß die Frauen Gruppeninhalte in hohem Maße mitbestimmen, nicht von uns bevormundet werden und wir ihnen nicht vorschreiben, wie ihre Emanzipation auszusehen hat. Besonders in der heutigen Zeit dürfen wir aber Intoleranz und Ausgrenzungen nicht dulden. Wir glauben, daß bei einer solch intensiven Arbeit mit Frauen, wie sie in unserem Stadtteil leben, Struktur und Leitung in diesem Punkt nötig ist, damit die Frauen andere Möglichkeiten des Miteinanderlebens kennenlernen können. Dies be-

darf einer hohen Konfliktfähigkeit von Leiterinnen und Teilnehmerinnen, die immer wieder neu gewagt und weiterentwickelt werden muß, Gruppe und Leitung aber auch zu einem spannenden Prozeß macht.

Die Reflexion hat uns gezeigt, wo die positiven und negativen Aspekte auch unserer Leitungsfunktion liegen. Sie hat uns auch deutlich gemacht, daß regelmäßige Reflexion in einem hohen Maß erforderlich ist. Eine begleitende Supervision oder regelmäßiger Austausch mit Fachfrauen wäre gerade in schwierigen Gruppenphasen wichtig gewesen; das nehmen wir uns auch für zukünftige Frauenarbeit vor.

Anhang: Auszug aus dem Jahresbericht 88

Dienstags-gruppe

Mit der Dienstagsgruppe führten wir zwei Fahrten durch, ein Wochenende in Dürscheid, eine Wochenfahrt in die Rhön.

Bei beiden Fahrten wurde ein Problem überdeutlich, das uns speziell in dieser Gruppe immer wieder zu schaffen macht: Der Gruppenzusammenhalt geht sehr oft zu Lasten einer Rolle des Sündenbocks, wodurch es dann schon einige Male zu Ausgrenzungen kam. Die Identitätsfindung geschieht sehr stark durch Negativabgrenzungen; auch die, der es mies geht, findet noch eine, die negativer bewertet werden kann. Anderssein und Andersdenken kann sehr schwer toleriert werden - allenfalls bei solchen "Exoten" wie uns -, so daß es immer wieder dazu kommt, daß die Gruppe den Ausschluß einer Frau beschließt.

Innerhalb der Gruppe ist zwar die Fähigkeit, Konflikte anzusprechen und auszutragen, gestiegen. Da wir aber keine Therapie- oder Selbsterfahrungsgruppe sind und andererseits auch eine gewisse Konkurrenz unter den Frauen besteht (s. Identitätsfindung aber auch Konkurrenz um unsere Aufmerksamkeit und Zuwendung), kann die Offenheit nur bis zu einem gewissen Punkt gehen, an dem dann Kompromisse geschlossen oder andere Lösungen (Ausschluß) durchgesetzt werden. Die Kompromisse wiederum enthalten dann schon wieder Konfliktpotential.

Damit soll nun nicht der Eindruck erweckt werden, als gäbe es ständig Konflikte und nichts Konstruktives. Es gibt eine Menge an Solidarität unter den Frauen, gute Diskussionen, auch das sichtbare Bemühen um Auseinandersetzung mit den Problemen anderer Frauen und um Verständnis. Aber das Problem der Sündenbockrolle und der Ausgrenzungen ist uns im letzten Jahr sehr stark aufgefallen, und wir haben uns vorgenommen, es gezielter anzugehen und daran zu arbeiten, es abzubauen.

Ein weiteres Problem für unsere Arbeit lag in der Definition unserer eigenen Rolle. Frau unter Frauen oder Leiterin - alle Frauen sind gleich - oder etwa nicht ? usw.

Wir vereinbarten fünf Supervisionstermine, in denen wir unsere Rolle klären konnten, die Ziele unserer Arbeit mit Frauen klarer definierten und einen Schritt in Richtung Professionaliserung unserer Arbeit getan haben. Diese fachliche Beratung und die Reflexion über uns und unsere Arbeit und Zusammenarbeit hat uns beide ein ganzes Stück weitergebracht. Die Frauen haben - nicht ganz ohne Irritationen anfangs - unsere Leiterinnenrolle und die damit verbundenen Änderungen, zB. mehr Abgrenzung durch uns - mehr Raum für die Frauen und ihre Anliegen - feste Zeiten für Vorbereitung und Nachbereitung der Gruppe - akzeptiert.

Als nächstes planen wir, einen Kreis von Kolleginnen zu suchen, die mit Frauen arbeiten und mit denen wir regelmäßigen Austausch und gegenseitige Beratung durchführen können.

Projektbeschreibung:

Gemeinwesen-orientierte Altenarbeit des Arbeitskreis Rheinsteinstraße e.V. in Köln. 2 ABM - Jahre im Rahmen des Modellprojekts "Gesundheitsprophylaxe und Beratung für ältere Menschen."

In der Rheinsteinstraße liegt der Prozentsatz der über 60-jährigen bei annähernd 25%. 2/3 der BewohnerInnen über 60 Jahre sind Frauen, wovon 50% alleinstehend sind. Der Anteil der an der unteren Einkommensgrenze lebenden BewohnerInnen und der SozialhilfeempfängerInnen ist sehr hoch. Armut ist ein immer wiederkehrendes Thema.

Die Siedlung Rheinsteinstraße ist ein ehemaliges Obdachlosengebiet in Köln-Raderberg. Der "Arbeitskreis Rheinsteinstraße e.V." ist seit 20 Jahren in der sozialen Arbeit tätig; mit Öffnung der Siedlung zunehmend auch darüber hinaus. Seit fast 10 Jahren betreibt der Verein ein kleines Nachbarschaftshaus, in dem sich Junge und Alte, Deutsche und Ausländer buchstäblich "knubbelten". Seit einem Jahr sind endlich geeignete Gruppen- und Büroräume dazugekommen, die uns im umgebauten Obdachlosenhaus nebenan vom Wohnungsamt der Stadt Köln zur Verfügung gestellt wurden. Wir nennen sie die "Gemeinwesenetage" und den "Altentreffpunkt".

In der Aussicht auf die neuen Räume stellte der Verein im Mai 91 auf ABM-Basis im Rahmen des Modellprojekts "Gesundheitsprophylaxe und Beratung für ältere Menschen" zwei MitarbeiterInnen ein, um im Stadtteil Hilfen und Angebote im Sinne einer gemeinwesenorientierten Altenarbeit zu entwickeln. Gemeinwesenorientierung hieß:

- die Berücksichtigung aller Faktoren, die das Leben älterer Menschen beeinflussen;
- die Einbindung in das Gesamtprojekt des Vereins;
- die Initiierung von Selbsthilfe und Nachbarschaftshilfe;
- die Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen, z.B. Beratungsstellen, Wohlfahrtsverbände, Selbsthilfegruppen usw.;
- die kommunalpolitische Einmischung, z.B. Altenplan, Armutsberichterstattung;
- die besondere Berücksichtigung des Wohnumfeldes.

Das Umfeld muß Möglichkeiten zu Kontakten, zu Bildung und zur Teilnahme am öffentlichen Leben bieten. Auch müssen alle wichtigen Versorgungseinrichtungen vorhanden sein: ambulante Dienste, stationäre Einrichtungen, Nachbarschaftshilfe und ehrenamtliche Hilfen. Das Projekt sollte hierbei vermittelnd, als auch initiierend tätig sein. Ziel des Projektes sollte sein, die Sicherung des selbständigen Lebens der älteren Menschen in Köln-Raderberg.

Bis dahin gab es außer den "aktiven Senioren", die sich im Mieterrat, bei Veranstaltungen usw. engagierten, noch eine Gruppe von älteren Bewohnern, die - durch eine aktivierende Befragung des Vereins angeregt - vor etwa 7 Jahren in Eigeninitiative einen "Altenclub" gründeten. Der "Altenclub" trifft sich - in immer wieder neuer Zusammensetzung - bis heute regelmäßig jeden Dienstag Nachmittag in weitgehender Selbstorganisation und ist in der Lage, sich bei Bedarf Beratung und Betreuung von den MitarbeiterInnen zu holen. Seit Jahren wünschten sie sich umfangreichere Aktivitäten und Angebote für Senioren, was aber aufgrund der begrenzten räumlichen Kapazitäten des Nachbarschaftshauses sowie der finanziellen Bedingungen nicht durchgeführt werden konnte. Aufgrund dieser Bedingungen konnte auch nur ein sehr kleiner Teil der älteren Bewohner überhaupt erreicht werden.

Die neu eingestellten MitarbeiterInnen begannen ihre Arbeit mit der Vorbereitung einer aktivierenden Befragung im Stadtteil, die im Februar/März 92 in Zusammenarbeit mit einer studentischen Projektgruppe der Fachhochschule für Sozialarbeit in Köln durchgeführt wurde. Ziel dieser Befragung war Kontaktaufnahme, Aktivierung und der Erhalt fundierter Kenntnisse über die Situation und Bedürfnisse der älteren Menschen im Stadtteil.

Die Ergebnisse bildeten die Grundlage für die Fortschreibung eines Konzeptes zur gemeinwesenorientierten Altenarbeit für den Stadtteil:

- die größere Zahl älterer Menschen im Stadtteil lebte nach wie vor isoliert in ihren Wohnungen und hatte wenig Kontakt nach außen; besonders krass stellte sich die Situation in der städt. Altenwohnanlage am Rande der Siedlung dar. Hier leben ca. 110 alte Menschen aus allen Stadtteilen Kölns, sehr isoliert und kaum betreut nebeneinander.

- Der Bedarf nach einem Treffpunkt für ältere Menschen in nächster Nachbarschaft - Kontaktmöglichkeiten, die auch bei leichter Behinderung gut zu Fuß zu erreichen sind - war immer wiederkehrendes Thema. Finanziell erschwinglich müßten die Veranstaltungen dort natürlich auch sein.

- Was fast allen älteren Menschen zu schaffen machte war vor allem die Frage: Was wird aus mir, wenn ich nicht mehr für mich selbst sorgen kann?

Erste Konsequenz auf die Befragung war die Einrichtung eines offenen Altentreffpunktes im April '92 in den neuen Räumen. Dem Bedürfnis nach Kommunikation und Freizeitangeboten kann seither in verstärktem Maß in angemessenen Räumen entsprochen werden. Es gibt jetzt regelmäßige An-

gebote im Bildungs- und Freizeitbereich: Den Altenclub in Selbstorganisation, eine Bastelgruppe, die von einer Bewohnerin geleitet wird, eine altersgemischte Frauengymnastikgruppe, eine Gruppe "Gedächtnistraining und altenspezifische Gymnastik" und eine Geschichtswerkstatt, die von Honorarkräften angeleitet werden und das Stadtteilfrühstück, bisher von den hauptamtlichen MitarbeiterInnen betreut.

Freizeitangebote wie Ausflüge, Tanztees, Jahreszeitenfeste usw. werden gemeinsam mit den Besuchern der Einrichtung geplant und durchgeführt. Diese Veranstaltungen sind für das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Siedlung und für die Nachbarschaftskontakte sehr wichtig. Sie werden auch von anderen alten Menschen besucht, die sonst wenig Kontakt haben, sowie von den Familienangehörigen und auch jüngeren BewohnerInnen aus der Nachbarschaft.

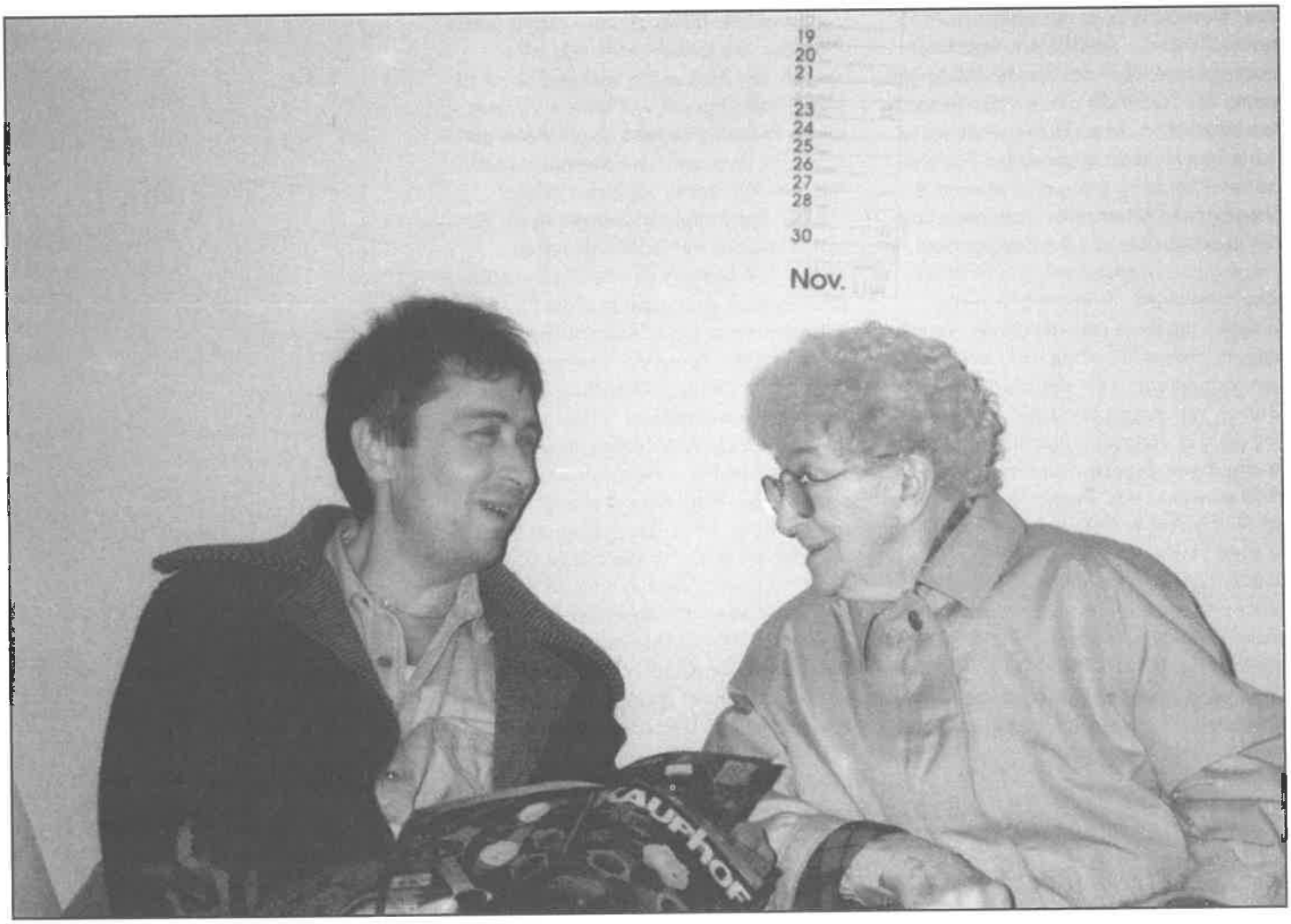
Daneben gibt es ein individuelles Beratungsangebot zu allen Angelegenheiten: Beratung in Sozialhilfe, Wohnangelegenheiten usw. Mit den eingestellten MitarbeiterInnen wurde möglich, Kontakt auch zu den älteren Menschen aufzunehmen, die isoliert in ihren Wohnungen leben. Die Arbeit mit diesen Menschen ist sehr zeitintensiv. Kontaktaufnahme, Entwicklung von Beziehungen und Vertrauen sind ein langer Prozeß.

Über Nachbarn, über den allgemeinen sozialen Dienst der zuständigen Bezirksverwaltungsstelle, über das Amt für Wohnungswesen der Stadt Köln u.a. werden Situationen bekannt, in denen Hilfe notwendig ist. Schwerpunkt dieser zugehenden Sozialarbeit sind Beratung wie o.a., begleitende Gespräche in Krisenzeiten, z.B. nach Krankenhausaufenthalt und bei Depressionen, Initiierung und Unterstützung von Nachbarschaftskontakten, Vermittlung in unsere Gruppenangebote und -aktivitäten, Vermittlung an andere Initiativen und Einrichtungen. Angestrebt ist ein Besuchsdienst - eine Gruppe von älteren Menschen, die einen Teil der o.a. Aufgaben übernimmt. Die Initiierung dieser Gruppe stellt sich bisher als recht schwierig dar. Derzeit ist ein stationärer Mittagstisch in Vorbereitung, der mit Hilfe einer Bewohnerin aus der Siedlung als hauswirtschaftliche Kraft (HzA-Stelle), ab Februar zu Beginn dreimal wöchentlich, für sozial bedürftige Personen des Stadtteils angeboten werden soll. Die hohe Zahl in der Umgebung lebender älterer alleinstehender Menschen mit geringem Einkommen ist vorrangige Zielgruppe dieses Angebotes.

Soweit die bisherige Entwicklung dieses Projektes, die ja recht hoffnungsvoll erscheint. Der Blick in die nächste Zukunft ist wenig hoffnungsvoll: Mit keinem Versuch, dieses Projekt genügend abzusichern, geschweige denn auf das notwendige Maß auszuweiten, hatten wir bisher Erfolg.

Der Altentreffpunkt wird seit April '92 vom Sozialamt der Stadt Köln mit ca. 8700,- DM bezuschußt - damit aber auch schon genug. Ansonsten sind die Räume teilweise immer noch nur notdürftig eingerichtet, da der Verein noch keine Finanzierung auftun konnte. Wir hoffen, daß das Sozialamt ein Einsehen hat. Vor allem aber laufen die zwei ABM-Stellen im Mai diesen Jahres aus und eine Personalkostenförderung von der Stadt Köln ist momentan so gut wie aussichtslos. Ein Antrag an das Bundesministerium für Familie und Senioren auf Förderung eines "Seniorenbüros" hat uns bisher nur eine vorläufige Absage eingebracht; der Antrag über den Landesverband Sozial-kulturelle Arbeit NRW e.V. an das BM ist noch ohne Ergebnis - wir wagen kaum zu hoffen. Die beiden MitarbeiterInnen, die dieses Projekt mit großem Engagement aufgebaut haben, sehen keine Zukunftsperspektive und werden den Verein nach Ablauf der Frist verlassen.
Angesichts dieser Situation, die sich auch in den anderen Arbeitsbereichen wiederfindet, stellt der Verein nur sehr zögernd einen Antrag auf eine neue ABM-Stelle.
Bleibt zu hoffen das die Einsparungen im ABM-Bereich nicht irgendwann tödlich für Projekte wie dieses werden, daß wir überhaupt noch engagierte Mitarbeiter finden, daß uns die Räume und die 8700,- DM erhalten bleiben und vor allem, daß die Bewohner den erneuten Wechsel der Hauptamtlichen verkraften und daß ihre gerade im Aufbau befindlichen Gruppen und Initiativen nicht bald wieder im Sande verlaufen, wenn mangels Kapazität nur noch wenig Unterstützung seitens der Hauptamtlichen kommen kann.

Monika Pick



**Quäker
Nachbarschaftsheim e.V.
- Altentagesstätte -
Kreutzerstr. 5-9
5000 Köln 1**

PROJEKT „KOMPETENZ IM ALTER"

Seit Januar 1990 werden im Rahmen eines ABM-Projektes (Kompetenz im Alter) alleinlebende ältere Menschen im Einzugsgebiet des Quäker Nachbarschaftsheimes in der Kölner Innenstadt betreut. Vor allem zwei Gründe bewogen die Altentagesstätte im Quäker Nachbarschaftsheim in diesem Bereich tätig zu werden:

1. Die zunehmende Zahl von Besuchern der Altentagesstätte, die wegen Erkrankung nicht mehr regelmäßig oder gar nicht an den Angeboten teilnehmen können,

2. die steigende Zahl alleinlebender, z.T. verwirrter alter Menschen in der Umgebung der Altentagesstätte.

Die Zielvorstellung für das geplante Projekt bestand darin, für die alleinlebenden alten Menschen eine Anbindung an die Altentagesstätte mit ihren vielfältigen Angeboten und "kleinen Gemeinschaften" ihrer Be-

sucher zu erreichen. In einzelnen Fällen ist dies gelungen. Der überwiegende Teil der alten Leute ist und bleibt jedoch aus verschiedenen Gründen auf regelmäßig stattfindende Besuche angewiesen.

Daraus entstand die Idee, das Projekt in Richtung ehrenamtlicher Besucherdienst weiter zu entwickeln. Den Grundstein dafür hat Herr Janes (ABM-Kraft) in mühsamer Kleinarbeit mit den betroffenen alten Leuten gelegt. Zum jetzigen Zeitpunkt könnte gezielt mit dem Aufbau eines Besucherdienstes begonnen werden, doch leider läuft das ABM-Projekt (Dauer 2 Jahre) aus, und eine weitere Finanzierung ist aufgrund fehlender Eigenmittel des Quäker Nachbarschaftsheims e.V. z.Zt. nicht möglich.

Im nun folgenden Teil schildert Herr Janes beispielhaft die Bedeutung seiner bisherigen Arbeit:

Wie sieht die Zukunft der bisher von mir betreuten Menschen aus?

In der Begegnung mit Frau S. möchte ich meine Arbeit und meine Erfahrungen beispielhaft darstellen.

Die Adresse von Frau S. habe ich durch den Allgemeinen Sozialen Dienst (ASD) der Stadt Köln bekommen, wie die meisten übrigen Anschriften auch.

Frau S. wohnt im Belgischen Viertel, ist 79 Jahre alt und hat weder Kontakt zu Angehörigen noch zu Mitbewohnern im Haus (Sozialwohnung mit 10 Parteien), sie ist völlig vereinsamt; sie spricht viel von einem Neffen, der sie aber nicht besucht.

Den Akten ist zu entnehmen, daß sie herzkrank ist. Sie meidet aber ärztliche Hilfe, ich vermute, weil sie Angst hat, ins Krankenhaus zu kommen.

Sie hatte früher ein Pelzgeschäft und es ging ihr finanziell sehr gut, jetzt lebt sie von Sozialhilfe und Rente, sie hat ca. 400,00DM zum Leben.

Sie ist gehfähig, kocht selber, ist beweglich, ihr Kurzzeitgedächtnis verschlechtert sich, sie hört des öfteren mitten im Satz auf zu sprechen, weil ihr ein Wort entfallen ist oder sie vergißt Namen, sie leidet darunter.

Wegen Schwindels ist sie im vergangenen Jahr zweimal gefallen, ihr Zustand war dann derart, daß ihr Leute helfen mußten und sie nach Hause brachten.

Einmal wöchentlich kommt ein Zivildienstleistender, der einkauft, staubsaugt, die Fenster putzt etc.

Mit zunehmendem Vertrauen, das sie mir entgegenbringt, stellt sich mir folgendes Bild dar: Sie hat Angst, von einem Nachbarn bestohlen zu werden, sie verschließt ihre Türe mit speziellen Schlössern, sie behauptet, der Nachbar habe versucht, sie zu vergiften. Sie ist überaus mißtrauisch, z.B. auch gegenüber einem von mir eingeschalteten Rechtshilfeberater.

Warum Frau S. mir ein gewisses Vertrauen entgegenbringt, erkläre ich mir aus folgenden Umständen:

- Ich nehme mir viel Zeit (bis zu 2 Stunden) ihr zuzuhören, etwa bei biographisch sich wiederholenden Erzählungen
- ich schlage ihre Gastfreundschaft nicht aus (die Gastfreundschaft ihrer Mutter schätzt sie aus der Erinnerung)
- auch nehme ich sie in ihrem Tempo ernst, so braucht sie viel Zeit, den Tisch zu decken, weil sie während der Handlung das Ziel vergißt, z.B. das Kaffeegedeck aus dem Schrank zu holen
- durch konkrete Hilfsleistungen (z.B. Beschaffung eines Fernsehgerätes über das Sozialamt)
- mit Hilfe einer finanziellen Zuwendung durch eine Quäkerspende und durch das Weihnachtspaket des Altenhilfswerkes der "Kölnischen Rundschau"
- und ganz entscheidend durch die wiederkehrenden, regelmäßigen Besuche (etwa alle 3 Wochen).

Zum einen konnte ich bei einigen Sachen behilflich sein (Kleidergeld, Sozialhilfe, Telefonwiederanschluß), zum anderen hat sie erfahren, daß sie auch zu zunächst Unbekannten Vertrauen entwickeln kann.

Trotzdem hat sie noch nicht geschafft, trotz wiederholter Angebote, die Altentagesstätte aufzusuchen. Sie hat noch nicht soviel Vertrauen und Sicherheit gefaßt, sich abholen zu lassen oder zu Fuß (ca. 10 Minuten) zu uns zu kommen. Hier bedarf es noch einiger Besuche.

Immerhin entwickelte Frau S. eine gewisse Eigenaktivität, sie ruft an, d.h. sie meldet sich von sich aus.

Das Gespräch ist das Hauptwerkzeug für die Beziehung; sie entwickelt sich in vielen kleinen Schritten. Ziel ist es, ein Vertrauensverhältnis zu schaffen, damit wird eine Basis hergestellt für mehr Kontakte und Ansprache (Überwindung von Schwellenangst). Ein hoher Anteil älterer Menschen, so auch Frau S., ist stark häuslich orientiert, sei es aufgrund von Alterskrankheiten (Multimorbidität), sei es aufgrund des gewohnten Lebensstils. Dieser Personenkreis ist in starkem Maße auf die Einrichtung eines Besuchsdienstes angewiesen.

Mein Arbeitsverhältnis (ABM-Maßnahme) läuft mit Jahresende aus. Die Fortsetzung dieser Altenarbeit, wie im Falle von Frau S., ist notwendig, weil sich ihre Lebenssituation sonst verschlechtert.

Die bisherige Arbeit ist fraglich, Hoffnungen und Vertrauensansätze können nicht wieder fallengelassen werden.

Unbedingt erwähnt werden muß, daß in Einzelfällen Begegnungen zwischen einigen Leuten über die Altentagesstätte zustandegekommen sind, woraus sich Bekanntschaften und Freundschaften gebildet haben, die der Vereinsamung entgegenwirken.

Ich habe mit einer Frage angefangen, und ich möchte mit einer Frage schließen.

Können wir uns leisten, diese Menschen sich so selbst zu überlassen?

Mir ist es nicht wohl zumute, diese Arbeit so zurückzulassen.

Ein Teil hat den Weg in unsere Einrichtung gefunden, ein großer Teil hat diesen Schritt aber nicht geschafft.

REFLEXION - GANZ PRAKTISCH

Man nehme zwei Sozialarbeiterinnen mit dem gleichen Arbeitsansatz, einem ähnlichen theoretischen Hintergrund, aus zwei Institutionen mit ähnlicher Konzeption, in zwei unterschiedlichen Stadtteilen und mische dies mit der Bereitschaft, sich mit der eigenen Arbeit kritisch auseinanderzusetzen, dem Willen, den Anspruch mit der Wirklichkeit zu vergleichen und suche sich den entsprechenden zeitlichen Rahmen.

So, oder so ähnlich, lautete das Rezept für die außergewöhnliche Mixtur aus Praxisreflexion, Institutionsanalyse und kritischer Auseinandersetzung mit dem gemeinsamen Arbeitsansatz der Gemeinwesenarbeit (im folgenden mit GWA abgekürzt).

Wir haben uns auf diese Mischung eingelassen, ohne daß wir uns vorher über die "Würze" eines solchen Projektes im Klaren waren und möchten nun im Folgenden unsere dadurch gesammelten Erfahrungen mitteilen, sowie die unseres Erachtens notwendigen "Zutaten", die zum Gelingen eines solchen Projektes beitragen.

Vielleicht können wir mit unserem Bericht ja auch andere Kolleginnen dazu animieren, einen solchen Austausch zu veranstalten. Es lohnt sich!

Wir, das sind Marion Mohrlok, Gemeinwesenarbeiterin im Nachbarschaftsheim Wuppertal und Monika Schneider, Gemeinwesenarbeiterin im Bürgerschaftshaus Bocklemünd in Köln.

Angeregt durch die vielen Diskussionen auf Verbandsebene und darüberhinaus über den Arbeitsansatz der GWA, den Differenzen zwischen theoretischem Anspruch und Arbeitsrealität im jeweiligen Stadtteil und in der jeweiligen Institution, entstand die Idee, dem verbalen Austausch den Einblick in die eigene berufliche Praxis hinzuzufügen.

Wir wählten dafür eine ganz besondere

Form des Praxisaustausches: Jede von uns war für eine Woche zu Gast bei der Anderen, in ihrem Arbeitsbereich, in ihrer Institution, in ihrem Stadtteil und begleitete als "Schatten" ihre Gastgeberin bei deren täglicher Arbeit.

Wir schauten uns gegenseitig über die Schulter, analysierten und diskutierten unseren Arbeitsansatz, die jeweilige Arbeitsweise und Position im "täglichen Geschäft".

Was zunächst als spontane Idee entstand, erwies sich in der Ausführung als sehr intensive Erfahrung.

Die wichtigsten Erkenntnisse unseres Austausches wollen wir hier kurz benennen:

1.

Als "Einzelkämperinnen" wie wir in Bereich GWA arbeiten, beschäftigten (und beschäftigen uns immer noch!) Fragen wie "Was wäre wenn es diese GWA und somit auch uns in unseren Institutionen und unseren Stadtteilen nicht mehr gäbe? Was würde dann fehlen? Erscheint dieser Ansatz nicht oft als eine Spielwiese irgendwelcher unausgelasteterr SozialarbeitInnen, die der Realität nicht ins Auge blicken wollen oder können?"

Diese oder ähnliche Fragen sind nicht nur unsere Fragen, sie wurden an uns herangetragen in unseren Institutionen, tauchen in Diskussionen im Verband immer wieder auf oder werden in anderen Zusammenhängen sozialer Arbeit gestellt.

Der Austausch bestärkte uns zunächst einmal darin, daß das, was wir in unserer jetzigen Arbeit tun, gut ist, und daß der Arbeitsansatz GWA ein für uns stimmiger und richtiger ist.(Wider der eigenen Unzufriedenheit und Zweifel !)

In unserem Austausch wurde ein Teil der Fragen für uns beantwortet. In Gesprächen mit BesucherInnen des Bürgerschaftshauses und des Stadtteiltreffpunkts stellte sich heraus, daß etwas fehlen würde, wenn es diese Stellen nicht mehr gäbe. "Wo sollten wir denn dann hin gehen?"; "In den 1 1/2 Jahren in denen es den Stadtteiltreffpunkt gibt, habe ich fast so viel gelernt wie in meinem bisherigen Leben."; "Die anderen Stellen schicken mich immer weg."; "Komm wir unternehmen was gegen diesen Artikel in der Stadtteilzeitung"; "Kommen Sie morgen zur Planung des Stadtteilfestes?"

Zum Teil blieben es aber auch offene Fragen und so schleicht sich immer wieder der Gedanke bei uns ein, daß wir "Luxus" für unsere Institutionen, für unsere Stadtteile sind und das nichtzuletzt deshalb, weil es keine einigermassen gesicherte Finanzierungsgrundlage gibt.

2.

Unser beider Arbeitshaltung ist durch diegleichen Grundprinzipien bestimmt, die für uns GWA ausmachen und hier nur kurz aufgezeigt werden sollen:

- Humanistisch geprägtes, ganzheitliches Menschenbild orientiert an den Stärken der Menschen (ohne dabei die Schwächen zu negieren)

Beispiel: Ein alkoholkranker Stadtteilbewohner hilft mit beim Austragen der Stadtteilzeitung, macht Musik beim Sonntagscafe oder streicht die Wände im Stadtteiltreffpunkt.

- Prinzip der Aktivierung

Beispiel: Die Frauen aus dem Karnevalsclub schliessen sich zusammen um bei einer Demonstration vor dem Rathaus für ihr Zentrum einzutreten.

- Prinzip der Organisierung

d.h. der Initiierung von gemeinsamem Handeln (Vernetzung)

Beispiel: Die MitarbeiterInnen, die sich im Stadtteiltreffpunkt ehrenamtlich, haupt- oder nebenamtlich engagieren, treffen sich alle zwei Wochen zum Frühstück oder Abendessen, um sich auszutauschen, um Themen zu erarbeiten, um zu lachen, sich persönliches zu erzählen und um den gemeinsamen Nenner auszubauen.

- Prinzip der Stadtteilorientierung;

Beispiel: Monika organisiert mit dem ortsansässigen Pfarrer und unter Einbeziehung unterschiedlichster Organisationen und Einrichtungen eine Aktionswoche zum Thema "Ohne Moos nix los", die in der Fußgängerzone stattfindet und das Thema Geld und Schulden aufgreift und wieder im Stadtteil thematisiert.

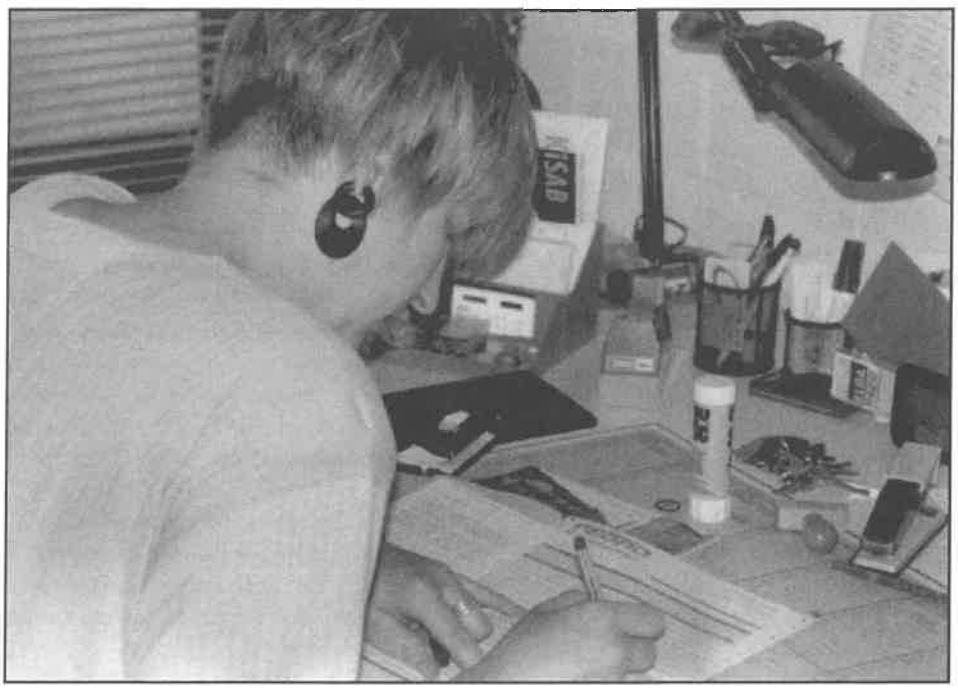
Dies bestärkte uns noch einmal dahingehend, auch über unsere eigene Arbeit hinaus darauf hinzuwirken, GWA konkreter und vielleicht auch allgemeingültiger zu bestimmen.

3.

Dennoch hat jede von uns, bedingt durch die jeweils unterschiedlichen Arbeitsbedingungen (Institution, Stadtteil, Räumlichkeiten) und auch durch den anderen biographischen Hintergrund eine ihr eigene Herangehensweise.

Diese Unterschiedlichkeit waren und sind für uns anregend, da sie sich wohltuend ergänzen:

- Die eine, "theoriebeladen" auf dem Weg der Realisierung aller proklamierten Ideale, muß erst mal einen Großteil Theorie über Bord schmeißen, abspecken, sich "nach unten" bewegen, Ansprüche und Erwartungen abbauen oder neu definieren. Was heißt es "aktiv zu sein"? Ist eine Frau erst dann in unserem Sinne aktiv, wenn sie sich mit ihrem Kinderwagen vor dem Büro des Oberbürgermeisters postiert und ihre Rechte fordert, oder schon dann, wenn sie in den Stadtteiltreffpunkt kommt um sich mit anderen Müttern zu treffen? Oder: Wann ist GWA erfolgreich? Erst dann wenn Sie es schafft, daß sich die StadtteilbewohnerInnen als Ganzes organisieren, Veranstaltun-



gen und Angebote von möglichst vielen besucht werden, oder schon dann, wenn, ein Ehepaar kommt und einen Diavortrag machen möchte, oder wenn ein gutes Gespräch zwischen zwei Menschen stattgefunden hat?

"Nach unten" bewegen heißt für sie zu erkennen und zu verinnerlichen, daß die Arbeit im Gemeinwesen/Stadtteil immer aufbaut auf den Kontakten zu und mit einzelnen Menschen. Die Masse der StadtteilbewohnerInnen gibt es vielleicht gar nicht, oder wirklich erst nach jahrelanger Kontakt- und Aufbauarbeit. "Nach unten" bewegen heißt für sie auch zu lernen, den Weg der kleinen Schritte zu gehen! Ist es nicht schon viel wert, wenn türkische Frauen einmal in der Woche für alle Interessierten türkisch kochen? Sie müssen nicht gleich jeden Mittag im Stadtteiltreffpunkt sitzen oder alle möglichen Veranstaltungen besuchen.

- Die andere, die "Frau aus dem Leben", praktisch begabt, stark durch ihre Geschichte geprägt, muß lernen, sich und ihre Herangehensweise zu schätzen, ernst zu nehmen und diese als ein Fundament für eine dezidierte theoretische Auseinandersetzung gelten zu lassen.

Unsere Unterschiedlichkeit barg im Austausch miteinander aber auch die Gefahr, sich in Vergleichen zu verstricken und dabei das eigene Licht unter den Scheffel zu stellen. (Typisch weiblich !!) Warum kommen die Leute im Stadtteiltreffpunkt nie zum morgendlichen Cafetrinken/Frühstücken? Warum bin ich im Vergleich zu Monika nicht so viel im Stadtteil unterwegs? Warum gelingt es uns nicht soviel Ehrenamtliche für einzelne Aktionen zu gewinnen? Warum kriegen wir keine eigene Stadtteilzeitung auf die Beine?

Wir haben beide Erfahrungen gemacht, wobei - im Nachhinein beurteilt - die gegenseitige Ergänzung, das „Voneinanderlernen" überwiegte.

4.

"Einzeln kämpfend", "Frauen-bewegt", "Power-voll" (und alleinstehend!), machen wir beide die Erfahrung, daß Qualität ihren Preis hat:

Überstunden, fehlende Mittagspausen, innere Unruhe, Überengagement, überhöhtes Verantwortungsbewußtsein und Überidentifizierung mit allen Konsequenzen für das Privatleben einer jeden.

5.

Ausserdem stellten wir fest, daß wir als Einzelkämpferinnen innerhalb unserer (Groß-) Institutionen eine auffallend ähnlich - exponierte Position einnehmen. Beide engagieren wir uns -vielleicht sogar zu sehr- für die Belange des Gesamthauses, planen Sommerfeste und führen sie durch, gestalten Flugblätter, geben Pressekonferenzen, "denken mit" im Sinne von inhaltlicher und struktureller Weiterentwicklung des Hauses, übernehmen Aussenvertreungen und Öffentlichkeitsarbeit.

Beide arbeiten wir ähnlich eng mit der jeweiligen Leitung zusammen, was intern nicht immer vorbehaltlos beobachtet wird. Desweiteren stellten wir fest, daß wir durch die Rahmenbedingungen, die die Institution uns für unsere Arbeit bereitstellt, geprägt sind.

- Die eine "bestückt" mit einem großen Ladenlokal und den damit verbundenen positiven (Versammlungs- und Treffmöglichkeiten, Wirkungsort, niedere Hemmschwelle, Ansprechbar-, Erreichbarkeit,...) z.T. aber auch nachteiligen (Gebundenheit an einen Ort, der Stadtteil als Arbeitsort kommt ins Hintertreffen, großer Druck die schönen Räumlichkeiten zu füllen und zu beleben, sie den StadtteilbewohnerInnen zu verkaufen,.....) Auswirkungen.

- Die andere räumlich nur unzureichend ausgestattet, in einem Haus, das sich im Umbruch befindet, eher auf die Arbeit im Stadtteil, als auf die Arbeit innerhalb ihrer Institution ausgerichtet.

Dies also die wichtigsten Erkenntnisse aus den beiden Austauschswochen.

Insgesamt gesehen können wir diese Möglichkeit der Praxisreflexion nur weiterempfehlen, wenngleich unseres Erachtens einige Punkte berücksichtigt werden sollten, bevor ein derartiges Projekt gestartet wird.

- Vergleichbare Arbeitsfelder und Institutionen

Unserer Erfahrung nach ist es von Vorteil, wenn die institutionellen Zusammenhänge der TeilnehmerInnen zumindest ähnlich sind. Auf jeden Fall sollten einem vorher schon einmal die organisatorischen und konzeptionellen Hintergründe der jeweils anderen Institution bekannt sein. Das spart Zeit und ermöglicht eine Konzentration auf das Arbeitsfeld der jeweiligen Partnerin

- Klare Absprachen

Die Rolle, die die Beobachterin innerhalb der Arbeit einnehmen soll (aktiv, passiv,...), sollte vor Beginn geklärt werden.

Erwartungen, Möglichkeiten und Grenzen des Projektes sollten vorher abgesprochen werden. Nichts desto trotz, kann sich innerhalb des Austausches eine vollkommen eigene Dynamik entwickeln, auf die es lohnt, sich einzulassen.

- Beobachtungsschwerpunkte

Einzelne Aspekte der Arbeit, die besondere Beachtung finden sollen, wie etwa die Einbindung in die Institution, die Umgangsweise mit Besucherinnen oder ähnliches sollten vorher angesprochen werden.

- Genügend Zeiträume für Reflexion

Es sollten über ausreichend zeitliche Freiräume zur Verfügung stehen, damit ein Austausch auch innerhalb der Arbeit gewährleistet ist.Unter Umständen kann es sinnvoll sein, zum Abschluß des Austausches die gemeinsamen Erfahrungen mit einer/m Supervisor(in) zu besprechen.

- Gespräche mit KollegInnen aus etwaigen anderen Arbeitsberreichen der Institution

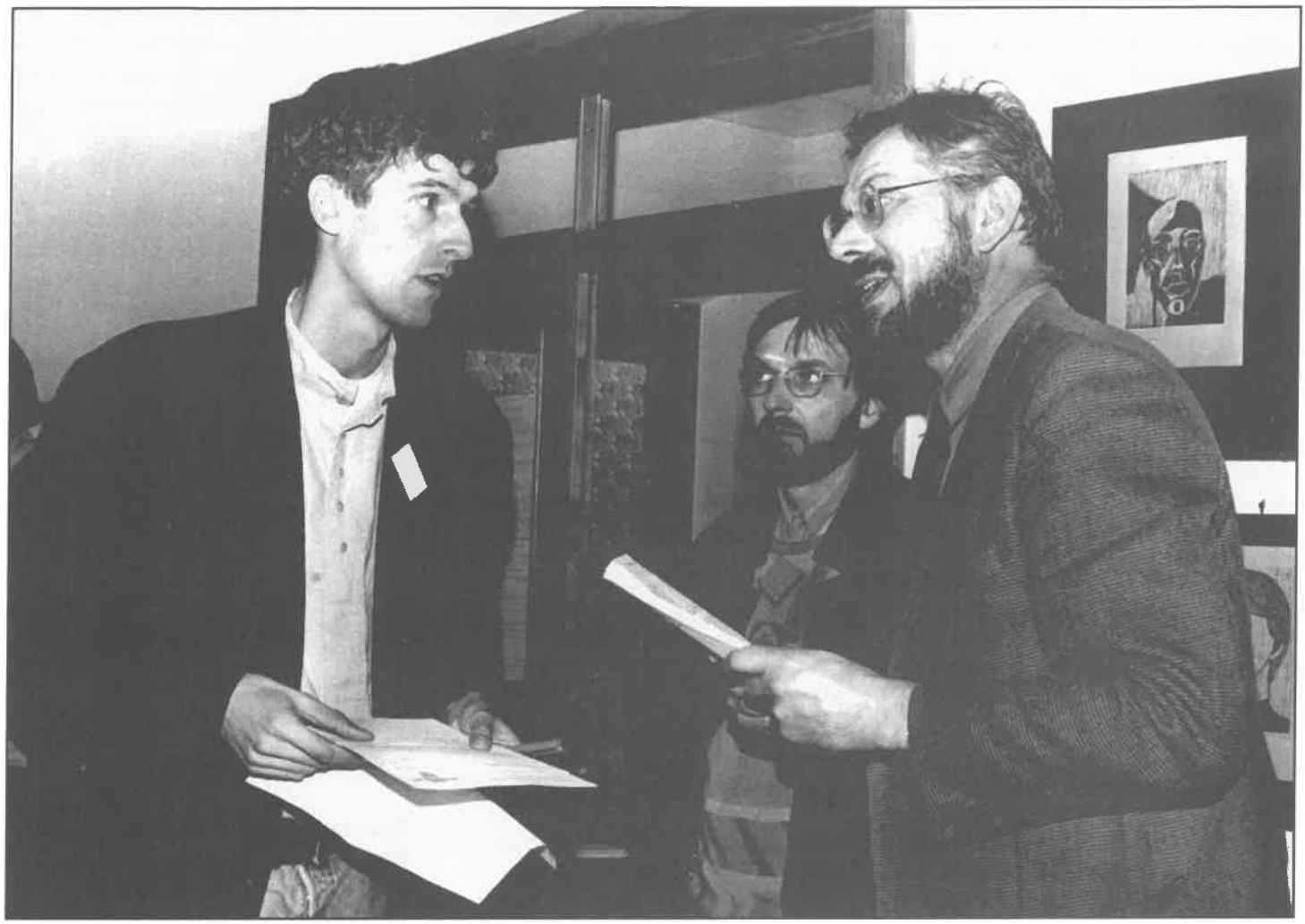
Die Rolle innerhalb einer Institution läßt sich nur dann genau bestimmen, wenn man die Austauschpartnerin auch in der Auseinandersetzung mit der Institution und den Kolleginnen erlebt werden kann.

- Gute Beziehung zwischen den AustauschpartnerInnen

Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die gute Beziehung, die zwischen uns herrscht, die Intensität des Austausches möglich gemacht hat. Wir konnten uns sehr viel sagen und auch Kritik voneinander sehr gut annehmen. Eine offene und ehrliche Beziehung zwischen den AustauschpartnerInnen ist deshalb wichtig.

Abschließend möchten wir uns bei allen bedanken, die unser Projekt ermöglicht haben, bei unseren Arbeitgebern, KollegInnen, ganz besonders möchten wir uns bedanken bei Rosemarie Stoppelkamp, die uns in einer abschließenden Supervision geholfen hat, unsere Beobachtungen zu sortieren.

Weitere Informationen bei :
Monika Schneider, Bürgerschaftshaus Bocklemünd, Tel. 0221 - 501017
Marion Mohrlok, Nachbarschaftsheim Wuppertal, Tel. 0202 - 2451970



DAS BEGEGNUNGS-ZENTRUM DREWITZ

Dietrich Brandenburg

ERSTE ERFAHRUNGEN MIT NACHBAR-SCHAFTSARBEIT IN OSTDEUTSCHLAND

"Drewitz ist also eine Schlafstadt", empört sich Silke, eine alleinerziehende Frau und regelmäßige Nutzerin des Begegnungszentrums. Sie gehört zu dem kleinen, interessierten Kreis von Besuchern des Nachbarschaftscafes, dem ich das Video des Ostdeutschen Rundfunks zeige, auf dem eine der Kolleginnen das Wohngebiet aburteilt. Silke wendet sich mir zu. "Aber die Drewitzer haben jetzt ausgeschlafen", fügt sie ironisch hinzu, "deshalb werde ich Mitglied von SEKIZ." Ich freue mich. Streiten verbindet. Und Drewitzer fehlen bisher im Verein.

Nach einer Ende 1991 von CONCRET Berlin durchgeführten Studie über "Drewitz - Herausforderungen und Chancen" stimmen zwar immerhin 71 % dem Statement zu, daß Drewitz "eine akzeptable Wohngegend ist, wenn investiert und mehr daraus gemacht wird", 53 % aber halten ihren Stadtteil für "eine reine Schlafstadt ohne eigenes Profil". Eine Identifikation der Bewohner mit "ihrem Stadtteil" ist also

bisher kaum vorhanden. Dies ist ein typisches Merkmal für Neubaugebiete und zieht zahlreiche psychosoziale Probleme nach sich. Dennoch: Als noch unfertiges Wohngebiet bietet Drewitz die Chance, daß hier den Wünschen der Bewohner nach Lebensqualität und Individualität stärker entsprochen werden kann oder könnte.

Das Wohngebiet Potsdam-Drewitz sieht aus wie in den märkischen Sand gesetzt. Es fehlen Spielplätze und befestigte Gehwege. Im zentralen Bereich der Ladenstraße, in dessen Mitte das kleine Nachbarschaftsheim liegt, fehlt noch das Grün im Wohnumfeld. Das Wohngebiet ist zu Zeiten des komplexen Wohnungsbaus der DDR fertiggestellt worden. Es hat über 7.000 Einwohner und ist das jüngste Wohngebiet der Stadt. Es liegt an der östlichen Stadtgrenze und ist erst seit kurzem auch mit der Straßenbahn erreichbar. Direkt angrenzend ist Potsdams einzige Großbaustelle geplant. 2500 neue Wohnungen und Einfamilienheime sowie ein Einkaufszentrum sollen entstehen.

Drewitz wird zum großen Teil von jungen Familien bewohnt. Die soziale Schichtung ist gemischt. Es leben hier neben 20 % Akademikern auch 10 % Ungelernte und Teilfacharbeiter. Wir hoffen, mit unserem Angebot dazu beizutragen, daß es sich lohnt, in Drewitz zu leben - und wohnen zu bleiben. 86 % der Drewitzer sprechen sich hinsichtlich ihrer Erwartungen in Bezug auf Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung für "Räume für Interessengemeinschaften bzw. Begegnungsstätten für verschiedene Altersgruppen" aus. Es ist dies die meistgenannte Priorität nach "Jugendklubs" und "Freizeitmöglichkeiten für Kinder".

Es gibt, die Videothek ausgenommen, keine kulturellen Angebote. An Treffmöglichkeiten gibt es zum einen eine Großgaststätte, wie sie typischerweise für DDR-Neubaugebiete konzipiert war. Sie hat den Charme einer Bahnhofshalle. Zum anderen gibt es einen Altenklub der Volkssolidarität, der, in zwei abseitigen Wohnblocks gelegen, im wesentlichen von den dort altengerecht untergebrachten Menschen besucht wird. Die angrenzenden Neubaugebiete sind gleichfalls sozial-kulturell unterversorgt. Nach oben zitierter Studie sehen Drewitzer Bürger Defizite "offenbar vor allem dort, wo es um die Möglichkeiten zur Entwicklung sozialer Beziehungen im Wohngebiet geht."

Als Antwort auf diese Situation arbeitet das Begegnungszentrum Drewitz seit Frühjahr 1992 als sozialkulturelle und nachbarschaftsbezogene Einrichtung. Trägerverein des Zentrums ist SEKIZ, Selbsthilfe-Kontakt- und Informationszentrum e. V. Potsdam. Für seine Nutzer ist das Begegnungszentrum deshalb meistens nur kurz "das Sekiz". In mehr als 3000 Wohnungen wird das Veranstaltungsprogramm des Zentrums verteilt.

"Prospekte verteilen reicht nicht", meint Vereinsmitglied Christian Wend, "man muß die Leute in ihren Wohnungen aufsuchen, sich ihnen direkt vorstellen." Am Tag der offenen Tür lädt er dann tatsächlich in direkter Ansprache ein. "Bei uns können Sie Ihre Nachbarn kennenlernen", ruft er den Menschen zu, die den warmen Tag auf Balkonen und an Fenstern verbringen. Mit deutenden Armbewegungen stellt er Verbindungen zwischen den zerstreuten Zuschauern her. "Zum Beispiel die von gegenüber, kennen Sie die schon?" Neugierige Blicke, aber keine Antworten. Verpaßte Chancen?

Anliegen des Projekts ist es, den Stadtteil lebenswerter zu gestalten. Zu diesem Zweck wollen wir als "Brückeninstanz" die Zusammenarbeit der Verantwortlichen aus Politik und Verwaltung mit selbstorganisierten Initiativen fördern, die Interessen der Bürger gegenüber der Verwaltung vertreten helfen sowie lokale Bürgerbeteiligung und Partizipation ermöglichen.

Die Rentnerin Frau Naumann hat Ärger mit dem benachbarten Postamt. Unter Tränen erzählt sie, wie sie das Stück Wüste vor ihrem Haus unter großem Einsatz in einen kleinen Garten verwandelte und wie ein Postangestellter diesen mit dem LKW teilweise zerstörte. Ich helfe ihr beim formulieren eines Leserbriefs und ein Schreibens an die Oberpostdirektion und lade sie zum folgenden Bürgerforum ein, auf dem Frau Naumann vor fast 50 Menschen noch einmal den üblen Streich erzählt. Die Geschichte findet ein gutes Ende: Die Post entschuldigt sich und pflanzt zur Entschädigung noch eine das Grundstück abgrenzende Hecke.

Wie hier geschehen möchten wir mit unserer Arbeit den Menschen helfen, ihre Stärke zu entwickeln und ihre Möglichkeiten fördern, ihr eigenes Leben und ihre Situation in der sozialen Umwelt zu bestimmen sowie das Gemeinwesen aktiv zu gestalten ("Empowerment"). Wir wollen damit auch die Forderung der Weltgesundheitsorganisation nach Mitwirkung der Bürger praktisch umsetzen. Die Wiedergewinnung von Kontrollbewußtsein über die eigenen Lebensumstände ist, wie durch Studien belegt wurde, eine wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung psychosozialer Gesundheit.

Bei der Arbeit wird aber auch deutlich, daß Gegenbewegungen von "Betroffenen" nicht nur diesen selbst helfen, sondern auch dem formellen System, also den bürokratisierten und etablierten Institutionen und traditionellen sozialen Kräften. Marianne Gronemeyer (Die Macht der Bedürfnisse, Rowohlt 1988) bezeichnet daher Gegenbewegungen als Frühwarnsysteme, die zwar den herrschenden Kräften Zugeständnisse abringen, dennoch aber die Definitionsmacht der Verhältnisse nicht in Frage stellen.

Dennoch: Zur Zeit herrscht Rat- und Orientierungslosigkeit vor und subjektiv empfundene Machtlosigkeit über wesentliche Aspekte des individuellen und sozialen Lebens. Die Menschen der Ex-DDR erleben -insbesondere auch über den Zerfall von Arbeitskollektiven- einen Individualisierungsschub, der mit Isolation und einem massiven Verlust sozialer Verbundenheit und -Unterstützung einhergeht.

"Mit Euch ist es wie in einer Familie", sagt Simone. Gemeinsam falten wir das Herbstprogramm des Zentrums, eine monotone Arbeit, die es aber erlaubt, währenddessen die Gedanken schweifen zu lassen. Die junge Frau erzählt über ihr Leben und hat in zwei anderen Besuchern und mir gute Zuhörer gefunden. Alle drei Gäste, die einzeln schon öfters hier gewesen sind und die sich an diesem Tag erstmals kennenlernen, haben zeitweise Kontakt mit der Psychiatrie. Als ich um 19 Uhr schließe, unterhalten sie sich vor der Tür noch angeregt weiter. Von Simone erfahre ich später, daß sie nun endlich Nachbarn kennt, mit denen sie sich etwas zu sagen hat.

In dem anonymen Stadtteil fehlt vielen Bewohnern jeglicher "Sozialtrödel", soziologisch: unterstützende Netzwerke. Mit einem präventiven und gemeindepsychologischen Ansatz versucht das Begegnungszentrum bei der besseren Wahrnehmung und Nutzung lebensweltlicher Ressourcen und bei der Bewältigung sozialer Ursachen für wiederholt auftretende Belastungen zu helfen.

Nicht jeder aber nimmt das Angebot an: Gegenüber von unserem Eingang lebte ein Mann, der - offensichtlich zwangsweise Vorruheständler - den ganzen Tag am Fenster saß. Durch seine ständige Präsenz gehörte er quasi zum Inventar der Häuserfront, bis zu seinem Tod im Sommer. Er soll schon viele Tage in der Wohnung gelegen haben. Seine unvermittelte Abwesenheit war so unauffällig wie seine Anwesenheit zuvor. Unserer Einladung "Herzlich willkommen", die er vom Fenster aus deutlich sehen konnte, ist er nie gefolgt. Vielleicht könnte sein Leben noch einen Sinn haben, weil er ihm einen neuen Sinn hätte geben können.

Ich möchte im folgenden unser Arbeitsspektrum kurz umreißen und auf Erfahrungen und Entwicklungstendenzen eingehen:

*** Stadtteilarbeit**

Im Rahmen eines wöchentlichen offenen Treffpunkts, dem "Nachbarschaftscafe", ist es möglich, ein Schwätzchen zu halten, Nachbarn oder Bekannte zu treffen oder die ausliegende Zeitung zu lesen.

Wir organisieren eine "Börse" für Nachbarschaftskontakte und -hilfen. Damit versuchen wir zur Entwicklung des Laiensystems und freiwilliger Arbeit beizutragen.

Wir organisieren zusammen mit einer lokalen Bürgerinitiative Stadtteilforen, um konkrete Wohnumfeldverbesserungen zu erreichen.

*** Soziale Beratung**

Wir bieten Einzelberatung in sozialen Angelegenheiten. Sie hat die Funktion einer Anlauf- und Vermittlungsstelle, bietet allgemeine Erstberatung in allen sozialen Fragen, Beratung in persönlichen Lebensfragen und Hilfe bei der Durchsetzung von Leistungsansprüchen. Hinzu kommen Vorträge zu Rechtsfragen, zum Sozialsystem und seinen Leistungen.

Ein kooperierender Arbeitslosenverein berät regelmäßig über das AFG. Ein Mieterverein hält regelmäßig seine Beratungsstunde ab. Eine Krankenkasse führt Sozialversicherungsberatung durch.

Einzelberatungsangebote, insbesondere die Arbeitslosen- und die Sozialversicherungsberatung, wurden bisher überwiegend wenig frequentiert und werden daher 1993 reduziert zugunsten von Themenveranstaltungen. So soll z. B. ein Vortrag über "Sozialhilfe- mein gutes Recht" informieren. Aus dieser und ähnlichen Veranstaltungen soll sich ein Kreis von Sozialhilfeempfängern rekrutieren, der als Initiative weiterarbeitet und später Betroffene berät.

*** Kulturarbeit**

Es werden, soweit es die Räume erlauben, Medien aller Bereiche einbezogen, z. B. Musik, Literatur, Video, Laientheater, Photographie. Wir wollen vorrangig vor konsumtiver die eigenkünstlerische Betätigung fördern, die die Bedeutung für das alltägliche Leben akzentuiert. Entsprechend den Bedingungen und finanziellen Möglichkeiten werden Projekte und Veranstaltungen der kleinen Form entwickelt.

Ein soziokulturelles Projekt von Gruppenarbeit mit der Gitarre, das in Kooperation mit der Musikschule läuft, erreicht Kinder und ihre Eltern.

*** Bildungsarbeit**

Wir versuchen, Bildungsbedürfnisse aufzuspüren. Wir suchen vor allem außerhalb des Rahmens, den der herkömmliche Begriff der Erwachsenenbildung in der DDR absteckte. Wir sind der Überzeugung, daß es einen lebenswelt- und wohnortnahen, breit gefächerten Bildungsbedarf gibt, der durch herkömmliche Angebote der Erwachsenenbildung nicht abgedeckt wird und auch nicht planbar ist. Die "Börse" (s. o.) leistete erste Vermittlungen zwischen Personen, die etwas lernen wollen und Anbietern von Wissen, Fähigkeiten und Erfahrungen.

Eine gesundheitsbildende Veranstaltungsreihe informiert z. B. über die Aufgaben des öffentlichen Gesundheitsdienstes, stellt alternative Heilverfahren vor oder regt zur Selbsthilfe an. Teilweise in Kooperation mit Krankenkassen werden wir 1993 Kurse zur Einübung gesundheitsbewußter Verhaltensweisen durchführen (Autogenes Training für Kinder, "Rückenschule", Spiel- und Kontaktgruppe, Integrative Entspannung, Co-Counseling...).

*** Kinder- und Jugendarbeit**

Wir machen Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche nach individuellen Interessenlagen (z. B. basteln, kochen, Video produzieren).

Aus den Freizeitzirkeln heraus entsteht gerade ein Kreis alleinerziehender Mütter aus Drewitz, die im Verlauf des Jahres 1993 selbstorganisiert die Betreuung ihrer noch nicht schulpflichtigen Kinder im Begegnungszentrum übernehmen werden. Es besteht unsererseits die Idee, diese Familienselbsthilfe zu verknüpfen mit der Mutterberatungsarbeit des Gesundheitsamts in den Räumen des Zentrums. Wir nennen diese Idee "Familientreff". Sie umfaßt Beratung über Pflege und Erziehung der Kinder, Kontakt und Austausch der Mütter (und noch immer selten) Väter und ihrer Kinder sowie zeitweise Betreuung (unterhalb des Versorgunsgrades von Kindergärten).

*** Selbsthilfeförderung**

Fünf gesundheitliche und vier soziale Selbsthilfegruppen treffen sich regelmäßig in unseren Räumen. Dazu kommen Vereine, die ihre Mitgliederversammlungen hier abhalten und Interessen- und Freizeitgemeinschaften, die sich erst allmählich zu bilden beginnen.

Wir beschränken uns aber nicht auf den Raumservice, sondern versuchen, aktiv mit Elementen der Kultur- und Bildungsarbeit Selbsthilfe zu fördern, z. B. die Parkinson-Gruppe in ihrer Bemühung, stärker mit Mitteln der Musik und des Gesangs zu arbeiten, was nebenher auch therapeutisch höchst effizient ist.

Die inhaltliche Arbeit aber wird überschattet von einer Problematik, in der viele Ost-Projekte gegenwärtig stehen: Die ABM-Mittel für Personalkosten und Sachmittel laufen aus. Die Miete, gegenwärtig je etwa zur Hälfte getragen durch Stadt Potsdam und Land Brandenburg, ist für 1993 ebenfalls noch nicht gesichert. Das Land versteht die momentane Förderung nur als Anschubfinanzierung. Es gibt für sozial-kulturelle Arbeit keinen Haushaltstitel, wie etwa in Berlin. Der Nothaushalt der Kommune läßt weitere Ansprüche kaum zu. So steht das Projekt in schwierigen Verhandlungen für das Haushaltsjahr 1993.

In Zusammenarbeit mit dem Verband für sozial-kulturelle Arbeit (Bundesverband) haben wir daher die Arbeitstagung "Sozial-kulturelle Arbeit - Perspektiven im Land Brandenburg" organisiert, die am 13. und 14.10.92 in Berlin und Potsdam stattfand. Die Tagung hat erstmals Nachbarschaftsinitiativen aus dem Land untereinander vernetzt und zum Abschluß mit Vertretern aus Politik und Verwaltung zusammengeführt, um Möglichkeiten einer weiteren Finanzierung zu erörtern.

Die Vorteile des Konzepts der Nachbarschaftsprojekte sind allseits deutlich geworden. Es ermöglicht kurze Wege und eine vielfältige und wirtschaftliche Nutzung von Ressourcen. Es wurden aber auch die Grenzen nachbarschaftlicher Angebote deutlich, die nirgendwo die alleinige Problemlösung sein können.

Eine Arbeitsgruppe, bestehend aus Initiativen und Verband, setzt in Folgetreffen die begonnene Arbeit fort. Es informiert darüber die Kontaktstelle des Verbands in Berlin, Gudrun Israel, Tel. 0 30 - 251 51 24.

Das Begegnungszentrum Drewitz erreichen Sie unter folgender Adresse: Konrad-Wolf-Allee 29, O-1599 Potsdam, Tel./Fax. 03 31 - 61 31 83.

Der Autor dieses Artikels, Dietrich Brandenburg, Jahrgang 1960, ist als Soziologe im Begegnungszentrum tätig. Seit Jahren ist er in Selbsthilfegruppen engagiert, u.a. in Männergruppen, über die er auch wissenschaftlich arbeitete und in einer Selbsthilfeinitiative arbeitsloser Wissenschaftler. Privatanschrift: Grazer Damm 138, W-1000 Berlin 41

STADTTEIL- und KULTUR-ARBEIT

Jahrestagung des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit e.V. vom 7. bis 10. Mai 1992 in der Jugendbildungs-stätte, Lidice-Haus, in Bremen-Nord.

Vorgeschichte

Die Jahrestagung 1991 in Sulzbürg veranlaßte mich, Einzelmitglied zu werden. Einerseits, weil ich für meine Tätigkeit beim Verband Bremer Bürgerhäuser e.V. fachliche Auseinandersetzung benötige, andererseits, weil mit einem Bremer Landesverband die zukünftige Fachdebatte in Bremen offener geführt werden kann.

Die Erlebnisse von Sulzbürg haben mich bestärkt, eine praxisnahe Veranstaltung vorzuschlagen, für 1992 nach Bremen einzuladen und die Jahrestagung gemeinsam vorzubereiten.

Referate zum Thema

Thomas Rieken, AG-Stadtteilkulturarbeit e.V. Hamburg, führte in die Szene der Sozio-Kultur.

Narziß Göbbel, "kulturpolitischer Vordenker" aus Bremen, erzählte von der Praxis

der Stadtteilkultur lebhaft, persönlich beteiligt und philosophierend, entwickelte begonnene Gedankengänge immer weiter. Ihm kann man lange zuhören. Den offenen Fragen müßte nachgegangen werden, das wird eine neue Diskussion. Narziß hat versprochen den Text zur Verfügung zu stellen.

Norbert Reif, Leiter des Kulturamtes Jena, berichtete als außenstehender "Wessi" von seiner neuen Tätigkeit. Das kam nicht an.

Eine Jahrestagung sollte von der unmittelbaren Kritik leben. Die Diskussion der Referate und mit den Referenten kam zu kurz.

Besuche und Gespräche

In kleinen Gruppen waren die Besuche und Gespräche überwiegend ein Erfolg. Visuelle Eindrücke bleiben haften und bieten Möglichkeiten zu eigener Übersetzung.

Die Bremer KollegInnen haben mir beim Dank vermittelt, daß es ihnen ein nützlicher Austausch war und Spaß bereitete.

Zur Erinnerung die Themen und Einrichtungen.

*1. Kinder und Kultur gleich Versorgung? Bürgerhaus Hemelingen, Godehardstraße 4, 2800 Bremen 44, Karen Gante, Telefon 0421-45 61 98

*2. 40 Jahre Tradition, altersübergreifend bereits Geschichte ? Nachbarschaftshaus Beim Ohlenhof 10, 2800 Bremen 21, Lenchen Tetz, Tel. 61 30 17

*3. Zirkus im Jugendkeller ? Gustav-Heinemann-Bürgerhaus Vegesack, Kirchheide 49, 2820 Bremen 70, Wolfgang Maschak, Telefon 650805,

*4. Vom Kulturladen zum Bürgerzentrum? 10 Jahre, Kulturladen Pusdorf e.V., Huchtinger Straße 55, 2800 Bremen 1, Frau Dragheim Telefon 54 46 06,

*5. Kulturelle Vielfalt unter einem Dach ? Bürger- und Sozialzentrum Huchting e.V., Amersfoorter Straße 8, 2800 Bremen 66, Peter Sieling, Tel. 57 15 65,

*6. Tenever von oben oder unten? - Revitalisierung einer Wohnanlage? Projektgruppe "Turmtreff", Neuwieder Straße 23, 2800 Bremen 41, Joachim Baloschky, Telefon 42 57 69

*7. "Viertel" im Brennpunkt ? Quartier für Kultur-, Ökologie und Ausländerinitiative, Kulturzentrum Lagerhaus e.V., Schildstraße 12, 2800 Bremen 1, Maria Hauke, Tel. 70 14 61,

und nicht zu vergessen die *Jubiläumsparty, 15 Jahre Gemeinschaftszentrum Obervieland, Alfred-Faust-Straße 4, 2800 Bremen 61, Jürgen Barre, Tel. 82 40 30.

Begegnungen

Praktische Erfahrungen lassen sich in Form von Präsentationen der Mitgliedseinrichtungen austauschen. Das kalte Buffet, hervorragend vom Team des Lidice-Hauses vorbereitet, paßte in diese Situation. Für die freundliche Bewirtung und Betreuung an dieser Stelle herzlichen Dank.

und "lockerer" Ablauf

Die Aufführung des ERNST-Musik-Theaters aus Wuppertal mit dem Stück zur Nachbarschaft " Das DUoderICH" führte zum Höhepunkt, forderte zu spontanen Äußerungen und anhaltendem Applaus heraus.

Die Veranstaltung im Lidice-Haus durchzuführen, wurde begrüßt. Die Atmosphäre der Bildungseinrichtung und die Beteiligung des Bildungsreferenten Andrea Müller wurden lobend erwähnt.

Die Auswertung der Jahrestagung fiel besonders positiv aus. Die Regie von Matthias aus Köln hat zum zusammenhängenden und ineinanderübergreifenden Ablauf, zu einer "Inszenierung", geführt.

...zusammengefaßt

Die nächste Jahrestagung sollte deutlich gegliedert sein. Dem Austausch vonPraxis und Begegnung in Einrichtungen sollte der Vorrang vor theoretischen Debatten eingeräumt werden. QualifizierendeTheorie- und Fach-Debatten zu Themen und Methoden gehören getrennt angeboten.

Sinnvoll erscheint einen Feiertag in die Planung einzubeziehen. Die offiziösen Diskussionen können eingeschränkt werden, wenn am Beginn der Jahrestagung die offiziellen Gremien wie Vorstand und Mitgliederversammlung tagen.

Das Thema der folgenden Jahrestagung könnte, wie von Vertretern aus Berlin vorgeschlagen, lauten:
"Freiwillig Aktive im Ehrenamt und Verberuflichung". **Johannes Franz Erpenbeck**

ANMERKUNGEN ZU EINEM (ERNEUERUNGS-) VERSUCH EINES VERBANDES

40 Jahre hat der Bundesverband für sozial-kulturelle Arbeit, vorm. Verband Deutscher Nachbarschaftsheime, ca. 30 Mitgliedseinrichtungen unter einem Dach "vereint". Der Dachverband dümpelte vor sich hin. Der soziale Wandel klopfte das ein oder andere Mal an seine Tür; doch mit ein paar Schrammen und unerheblichen Kurskorrekturen peilt er unbeschadet die Jahrtausendwende an, wenn nicht über einige zufällige (?) Bedingungen und Bedingtheiten eine latente in eine manifeste Krise eingemündet wäre.

Wie konnte es zu dieser fruchtbaren Eskalation - zum Aufwecken und Erschrecken - kommen? Die Faktoren, einzeln und/oder in ihrer korrespondierenden Dynamik dürften bekannt oder wenigstens nachvollziehbar sein:

1. Die langjährige Geschäftsführerin tritt ihren wohlverdienten Ruhestand an.
Ein neuer Geschäftsführer tritt an ihre Stelle.

2. Die Geschäftsstelle wird von Berlin nach Köln (in die Nähe der damaligen Hauptstadt Bonn) verlegt.

3. Die Bundesgeschäftsstelle wird personell, finanziell, organisatorisch, hierarchisch usw. von der Geschäftsstelle der Landesgruppe Berlin getrennt.

4. Es konstituierte sich der Landesverband NRW - mit alten und neuen Mitgliedseinrichtungen und mit jungen und alten dynamischen (?!) Menschen.

5. Der LV erlebte eine euphorische Anfangsentwicklung, der nicht nur die Einrichtungen verbindet, sondern vielmehr die Akteure und (deren) Probleme und Erfahrungen mit dem großen Spektrum aller ihrer Aktivitätspotentiale.

Die Mitglieder des Landesverbandes (Menschen) treffen sich sehr häufig in offiziellen (MV, Vorstand) und inoffiziellen (AG, Fortbildung) Zusammenhängen.

Trotz aller Unterschiede der Einrichtungen und der Arbeitsansätze entwickelte sich so etwas wie eine "konspirative" und konstruktive Intimität.

Der LV organisiert ehrenamtlich Fortbildungen und Tagungen.

6. Die Berliner Landesgruppe hat aufgrund anderer traditioneller und aktueller Ereignisse ein eigenes Profil entwickelt.

7. Die Macher überfällt eine Sinnkrise

Das sind die Fakten und Hintergründe (meine Eindrücke), die den Bundesverband aus seinem Dornröschenschlaf wachgerüttelt und die zu einer beispiellosen Erneuerungsdiskussion geführt haben. Nun stellte sich für alle Ge- und Berufenen die Frage: "(Wozu) brauchen wir den Verband?"

Erschöpft sich sein Selbstverständnis und seine Daseinsberechtigung in der Sammlung von Nachbarschaftseinrichtungen und deren quantitativer und qualitativer Mehrung? Wer soll die 500 bestehenden Nachbarschaftszentren finden? Wer soll die zu gründenden aufbauen? Wer kennt die NBH-Bibel, die sagt: wo...., wie...., warum....? Oder soll nach dem Original verfahren werden, das da sagt: "Und der Herr sprach es werde Licht! Und es ward Licht."

Es wurden 2x2 Tage Diskussions- und Erneuerungsforen abgehalten. Für mich waren die vier Tage Klausur wahrlich keine Erleuchtung. Vielmehr kam es mir vor, als ob Pfründe zu sichern seien und sich gegen eine begehrliche Unterwanderung und Aufmischung mittels realitätferner und ahistorischer Ansätze und Perspektiven zu wehren wäre. Die Pfründe - Traditionen, Wichtigkeiten und Eitelkeiten - will ich keinem streitig machen. Doch ein Wort zu den Begehrlichkeiten. Wie wichtig nimmt sich der Verband eigentlich, daß er befürchtet zum Sammelbecken aller versprengter (ja, wo laufen sie denn?) und ideologieverbreitender GWAlerInnen (Kennst du einen? Kennst du alle) zu werden?

Welche (gesellschaftliche) Realitätssicht und welches Geschichtsverständnis haben Menschen, die glauben, heute habe die Unterwanderung des Bundesverbandes für sozial-kulturelle Arbeit, vorm. Verband Deutscher Nachbarschaftsheime, für irgendjemanden irgendeine Relevanz. Ist nicht vielmehr zu vermuten, daß hier Alltagserfahrung mit Realitätswahrnehmung gleichgesetzt wurde? Verständlich wäre es. Ist es doch leichter von etwas Klarem, Gutem und endgültig Definiertem auszugehen, als von etwas Diffusem, angeblich schlecht Beleumundetem und prinzipiell Offenem? Oder ist es Bescheidenheit, die die Protagonisten einer "kleinen Lösung" treibt? Schuster bleib bei deinen Leisten! Die Utopien sollen endgültig begraben werden. Die Macht des Faktischen soll nicht nur reflektiert, sondern Programm werden. Es gilt sich einzurichten in den Nischen (Heimen) dieser Welt.

Sollte das alles gewesen sein? Ich denke - nein. Ich glaube, daß diese Gesellschaft, ihre Regionen und Personen Potentiale entfalten können, die vielschichtiger, schillernder, dynamischer und menschlicher sind, als manche Pharisäer und Schriftgelehrte glauben machen wollen.

Wenn denn kleinräumige Prozesse überhaupt noch soziale und kulturelle Bedeutung haben, dann möchte ich mich diesem Raum umfassend nähern. Ganzheitlichkeit in diesem Sinne setzt ein historisches und interdisziplinäres Verständnis voraus. Das ist mehr als "Alles unter einem Dach" oder "generationsübergreifend". Mein Interesse gilt den Ambitionen der Menschen und besonders denen, die sich im lokalen Bereich orientieren (müssen) und den sozialen Raum prägenden Faktoren unterliegen.

Ein Fachverband für Nachbarschafts- und Gemeinwesenarbeit sollte nicht nur einen fachlichen Austausch und die Lobbyarbeit für etablierte und in diesem Sinn zu etablierende Einrichtungen gewährleisten, sondern vielmehr potentiell alle sozial räumlichen Relevanzen berücksichtigen. Folgende Aufgaben wären u.a. vorstellbar:

Wissenschaftliche Aspekte:

- Methodendiskussion und -entwicklung
- Inhaltliche und methodische Weiterbildungscurricula
- (Sozial)wissenschaftliche und sozialarbeiterischer Diskurs
- Sicherstellung des interdisziplinären Ansatzes
- Entwicklung stadtteilanalytischer Verfahren
- Theorie-Praxis Reflexion
- Wissenschaftliche Untersuchungen und Begleitungen
- Veröffentlichungen
- Tagungen

Praxisorientierte Aspekte:

- Fachliche Beratung
- Finanzberatung
- Gründungshilfe
- Innovative Praxisentwicklung
- Spezielle ressortgebundene Fortbildung
- Koordinations- und Kooperationsmodelle
- Kulturarbeit
- Bildungs- und Freizeitarbeit
- Beratung
- Therapeutische Ansätze
- Supervision
- Thematische Fortbildungen (Armut, Ausländer, Rassismus usw.)

Politische Aspekte:

Städtebaupolitik
- Raumgestaltung für individuelle und kollektive Bedürfnisse
- Planungspartizipation
- Interessenausgleich und -vertretung (Anwaltsplanung/Moderation)
- Koordination, Kooperation
- Kenntnis kleinräumiger Prozesse

Sozialpolitik
- Armutsberichterstattung
- Sozialräumliche Disparitäten durch Periferisierung
- Sozialhilferecht
- Grundsicherung
- Bewältigungsstrategien sozial Benachteiligter
- Integration/Abkopplung sozialer Randgruppen
- Migranten

Wohnungspolitik
- Wohnungsnot
- Wohnbedürfnisse
- Ökologisches/soziales Bauen
- Genossenschaftsmodelle
- Mietermodernisierung
- Mieterberatung und Mieterinitiativen

Arbeitsmarktpolitik

- Kleinräumiger Arbeitsmarkt
- Arbeitsloseninitiativen
- Arbeitsplatzgestaltung
- Schattenwirtschaft
- Beschäftigungsinitiativen

Familien- und Gesundheitspolitik
- übergreifende Kinder-/Jugend-/Altenarbeit
- Gesundheitsinitiativen
- dezentrale, ambulante Hilfen
- Vernetzung
- Drogen
- Mißbrauch

Umweltpolitik
- Aufklärung/Information/Beratung
- Dezentrale Müllkonzepte
- Kleinräumige Belastung

Verkehrspolitik
- Unfallvermeidung/Verkehrsberuhigung
- Öffentlicher Personennahverkehr
- Fahrradwege
- Fahrinitiativen

Kulturpolitik
- Öffnung der Schulen in den Stadtteil
- Kultur vor Ort
- Kulturbegriff

Stadtteil- oder Gemeinwesenarbeit und Nachbarschaftsarbeit brauchen zur Akzeptanzgewinnung im Kanon sozialer und kultureller Ansätze einen fachlichen und politischen Überbau. Dieser ist hilfreich zur Profilierung der inhaltlich methodischen Arbeitsprinzipien, zur Weiterentwicklung der theoretischen und praktischen Einsichten und Ansichten, zur Durchsetzung auf kommunalpolitischer Ebene, zur Gewinnung angemessener Ressourcen und zur Einflußnahme auf gesellschaftspolitische Entscheidungen. Die BürgerInnen und Einrichtungen vor Ort können nur gewinnen, wenn ihnen ein professionelles Instrument und eine starke Vertretung zur Seite gestellt wird.

Zur Herstellung eines Interessenverbandes ist es deshalb unumgänglich die partikularen (versprengten) Ansätze zu bündeln und einen organisatorischen Zusammenhang herzustellen, um den gegenwärtigen und zukünftigen Problemlagen annähernd Gerecht zu werden. Dies ist umsomehr erforderlich, wenn das Augenmerk auf die neuen Bundesländer und auf das "vereinte" Europa gerichtet werden soll.

Zuerst gilt es, die Probleme und Bedürfnisse der Leute vor Ort schätzen zu lernen. Dann erst gibt es möglicherweise Institutionen, die den speziellen Notwendigkeiten Rechnung tragen. Es gilt, das Intersse der Menschen wahrzunehmen und die Qualität der Lebensräume zu verbessern. Es sollten viele Initiativen unterschiedlichster Provinienz ermutigt werden, ihren Beitrag zu suchen und zu leisten, um die endogenen Stärken hervorzubringen und sie in den Rang sozialer, kultureller und politischer Wichtigkeit zu erheben.

Dazu wünsche ich dem neuen Vorstand und der Geschäftsführung die notwendige Kraft, Ausdauer und Unterstützung. Vielleicht wird ja doch noch alles gut werden....

Henn Altena

KOMMUNALE GEMEINWESEN ARBEIT IN HANNOVER

Dieter Oelschlägel:

EINE REZENSION

In den Diskussionen um Fragen der Mitgliedschaft im Verband wurde auch engagiert für und wider die Mitgliedschaft kommunaler Projekte und Einrichtungen gestritten bis hin zu Positionen, die besagten, daß GWA in kommunaler Trägerschaft eigentlich nicht möglich sei.

Geht man aber davon aus, daß GWA ein Arbeitsprinzip, eine grundlegende Herangehensweise am soziale Probleme und Aufgaben ist, dann kann es keinen Träger sozialer Arbeit geben, der nicht auch nach diesem Arbeitsprinzip GWA arbeiten könnte.

Es zeigt ja auch die Geschichte der GWA, daß es immer einen nicht unerheblichen Anteil kommunaler GWA-Projekte gegeben hat. So ist gerade die jahrzehntelange Diskussion um die Neustrukturierung sozialer Dienste auch eine Diskussion um GWA (vgl. Hinte 1991). Einer Untersuchung von 1990 folgend (Fronczek/Lensing 1990) schätzen wir den Anteil der Kommunen an der Trägerschaft von GWA auf ca. 25% der Projekte. Das entspricht auch früheren Untersuchungen (vgl. Mesle 1978).

Worüber man allerdings streiten kann, ist die Frage, welche Ziele und welche Spielräume Projekte in kommunaler Trägerschaft haben können. Aber auch da ist eine pauschale Antwort nicht möglich, weil es in den Kommunen unterschiedliche Machtverhältnisse, Personen, Traditionen etc. gibt, die auch den Umgang mit GWA bestimmen. Allemal - das kann man wohl sagen - werden gemeinwesenorientierte und stadtteilbezogene Vorhaben eingesetzt in legitimationssichernder, konfliktreduzierender und mittelsparender Absicht, wobei sie gerade diesen Absichten gegenüber sich oft als kontraproduktiv herausstellen. Hinzu kommt, daß es nach unserer Erfahrung auch immer in kommunalen Verwaltungen und Entscheidungsgremien Menschen gibt, die im Interesse der betroffenen Bürger entscheiden und arbeiten. Das heißt aber, daß kommunale GWA-Projekte durchaus funktional für die Interessen der Stadtteilbewohner sein können und nach meiner Auffassung allemal einen Forschritt gegenüber zentralisierter und einzelfallorientierter sozialer Arbeit darstellen.

1991 haben die Gemeinwesenarbeiter der kommunalen Projekte der Stadt Hannover eine Broschüre vorgelegt, auf die ich hier aufmerksam machen will, weil sie wesentliches Material für die Diskussion kommunaler GWA bereithält:

Dieter von Kietzell u.a.:
Kommunale Gemeinwesenarbeit in Hannover
Hsg. von der Landeshauptstadt Hannover/Sozialamt
Hannover 1991

Diese Broschüre ist kein Arbeitsbericht der Hannoveraner GWA-Projekte; dazu haben die KollegInnen einen Video-Film gemacht. Ein solcher Arbeitsbericht wäre auch nicht besonders hervorzuheben, denn auch in Hannover geschieht, was allerorten in GWA-Projekten geschieht: Stadtteilfeste, Stadtteilzeitung, Bürgertreffs, Gesprächskreise, Mietergärten, Aktionen und Beratung. Mit dieser Broschüre soll in die - für die AutorInnen zunächst lokale - Diskussion um kommunale Sozialpolitik eingegriffen werden. Denn es wird deutlich, daß das Postulat einer 'kommunalen Sozialarbeitspolitik' (Müller/Olk/Otto 1981) nun in einigen Städten langsam in die Realität eingesickert ist (vgl. auch Froesler/Selle 1991):

"In der kommunalen Sozialpolitik erkennen immer mehr nachdenkliche Leute, daß die bisherige Weise der Definition und Versorgung von Teilaspekten sozialer Probleme in eine Sackgasse führt. Es wird unausweichlich, kommunale Sozialpolitik in einem weiteren Zusammenhang zu begreifen. Neues 'soziales Umweltbewußtsein' zeigt sich ansatzweise darin, daß die Stadtteile als Lebensfelder zum Thema der Sozialpolitik und darüber hinaus der Stadtentwicklungspolitik begriffen werden. Die besonderen Belastungen von sog. Problemgruppen müssen im Zusammenhang gesehen werden mit ihren jeweiligen Lebensweisen. Da diese meist nicht frei gewählt sind, ist die individuelle Lebensweise im Zusammenhang zu betrachten mit den materiellen Gegebenheiten, aber auch der gesellschaftlichen Lebensweise eines Feldes. Dessen problemverursachende, problemverschärfende aber auch problemlösenden Faktoren müssen in den Blick kommen. Entgegen den Tendenzen, Problemfälle auszugrenzen, und entgegen der immer stärker gewordenen Abhängigkeit von Institutionen soll die Eigeninitiative gefördert werden und die Beteiligung der Bewohner an der Ausgestaltung ihres Stadtteils, seiner Kommunikationsformen und dinglichen Ausstattung"(3f.)[1].

Die AutorInnen weisen deutlich daraufhin, daß ein solcher Ansatz kommunaler Sozialpolitik, der gekennzeichnet ist von der Orientierung an der Lebenswelt, der Zurücknahme instituioneller Zwänge und Einflüsse und der Eigenaktivität der Bürger weder unumstritten noch leicht zu machen ist. Aber: "Dadurch, daß Sozialpolitik in Hannover (und anderenorts) sich auf den Stadtteil hin zu orientieren beginnt, hat GWA erneut an Bedeutung gewonnen"(5). GWA wird hier verstanden als "professionelle soziale Arbeit an der Entwicklung des Lebenszusammenhangs im Stadtteil"(5).

Im folgenden entwickeln die Hannoveraner GemeinwesenarbeiterInnen ein Konzept von GWA, das einer Konkretisierung der Idee eines Arbeitsprinzips GWA gleichkommt.

Zunächst bestimmen sie GWA als einen lebensweltorientierten Ansatz, wobei sie zwischen Lebenszusammenhang und alltäglicher Lebenswelt unterscheiden[2]. Unter Lebenszusammenhang sind hier die "Wechselbeziehungen zwischen Raumgestalt, gesellschaftlicher und individueller Lebensweise"(7) gemeint. Das ist empirisch feststellbar. Aber es geht auch darum, wie die Bewohner in ihrem Alltag dieses Lebensfeld wahrnehmen, deuten, nutzen. "In dieser Hinsicht wird der Stadtteil (bzw. Ausschnitte von ihm) als **alltägliche Lebenswelt** bezeichnet. In dieser Hinsicht hat Bedeutung, **wie** die Bewohner ihre Umgebung wahrnehmen und wie sie ihre Eindrücke verarbeiten. In dieser Betrachtung geht es darum, **wie der Lebenszusammenhang im Stadtteil je wahrgenommen und realisiert wird.**" (12) Damit kommt die subjektive Seite ins Spiel, die Sichtweise der Menschen im Stadtteil. Aber sie bleibt stets vermittelt mit dem Allgemeinen: Lebenswelt als Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft, aber in der Perspektive der Betroffenen.

Von solcher Erkenntnis her wird anhand konkreter Erfahrungen aus den Stadtteilen Lebenswelt genauer bestimmt:

- als der Ort, "wo die abstrakten gesellschaftlichen Entwicklungen
zum sinnlich erlebten Alltag werden. Hier müssen Menschen
aushalten, was die Gesellschaft ihnen an Bewältigungen
abverlangt"(13)
- als der Ort, "wo sich Selbständigkeit im Erleben und Aneignen
entwickeln kann"(14), der aber gerade dies oft durch Bebauung,
Verkehrsbedingungen, Umwelteinflüsse beeinträchtigt
- als ein Ort, in dem Menschen Veränderungen verarbeiten müssen
- als ein Ort, wo Menschen direkt miteinander verkehren und
dadurch Zusammengehörigkeit erfahren können, aber auch Fremdheit
und soziale Kontrolle erfahren müssen
- als ein Ort, "wo die Menschen sich darüber verständigen können,
welchen Sinn sie ihrem Zusammenleben beimessen"(19).

Die Lebenswelt, das zeigen die Beispiele und Veranschaulichungen des Textes, wird als widersprüchlich erkannt, sie birgt gleichermaßen Möglichkeiten und Behinderungen oder, wie es die AutorInnen formulieren: Aneignung und Fremdheit:

"- **Fremdheit** insofern, als sich die Bewohner untereinander mehr oder weniger fremd bleiben, sie sich voneinander isolieren und abgrenzen, - insofern ihnen zur Entfaltung ihrer Bedürfnisse nur die privaten Räume bleiben, insofern sie die Veränderungsprozesse nicht verstehen und nur als Verlust und Benachteiligung erleben.

- **Aneignung** insofern, als sie sich hier einbringen können in das, was um sie geschieht, Zugehörigkeit entwickeln, sich mit Vorschlägen und Kritik gedanklich und praktisch beteiligen an der Ausgestaltung ihres Stadtteils, sich untereinander verständigen, wie sie hier leben wollen und wie ihr Stadtteil Lebensqualität gewinnt"(21).

Aus diesen Überlegungen lassen sich nun grundsätzliche Zielvorstellungen für GWA herleiten. GWA hat für die Menschen im Stadtteil beizutragen, daß ihre Handlungsmöglichkeiten erweitert und Behinderungen zurückgedrängt werden; oder wiederum mit den Worten der AutorInnen "setzt GWA für die Entwicklung von Lebenszusammenhängen im Stadtteil **das Ziel, Entfremdungen zu vermindern und Aneignungsprozesse zu fördern**"(22). Deshalb strebt GWA, wie die AutorInnen sie verstehen, eine Stadtteildemokratie an, die davon lebt, "daß die Menschen sich darüber verständigen, wie sie ihrer Lebensweise einen Eigen-Sinn geben wollen, was sie dazu brauchen und wie sie dies gebrauchen wollen, welche Gestalt ihr Stadtteil gewinnen soll in materieller und kommunikativer Hinsicht"(23).

Das klingt harmonischer, als es gemeint ist. Die AutorInnen wissen von ihrer Praxis her, daß dieses Ziel nicht ohne Konflikte zu erreichen ist: Konflikte innerhalb des Stadtteils zwischen den unterschiedlichen Lebensentwürfen und Durchsetzungschancen z.B. von Alt und Jung, von Machteliten und Ausgegrenzten, von deutschen und ausländischen Bürgern.

Aber es gibt auch Konflikte nach außen. Wenn GWA wirksam wird, dann entsteht "Sozialpolitik von unten", werden Probleme öffentlich gemacht, geschieht, was anderenorts Einmischung und Skandalisierung genannt wird (vgl. Oelschlägel 1992, 102f.): "Da geht es um den Zustand von Wohnungen, in denen Reparaturen nicht ausgeführt werden. Pläne für ein Kinderhaus werden entwickelt, Jugendliche suchen einen Raum und wollen einen aufgelassenen Laden aufarbeiten. Eine Werkstatt für Arbeitslose soll eingerichtet werden. Eine gefährliche Straße muß entschärft werden. Ein Stadtteilforum wird gebildet, um bei der Sanierung mitzureden. Die Adressaten sitzen außer-

halb des Stadtteils: die Vermieter, die Verwaltung, die Ratsfraktionen, die Wohlfahrtsverbände. In die politischen Verteilungskämpfe, die die etablierten Machthaber herkömmlich unter sich austragen, mischt sich die Basis ein, fordernd, kritisierend, Skandale benennend..."(24).

Sofort - und ich denke dabei wieder an unsere Diskussionen im Verband - stellt sich die Frage: ist ein solches Verständnis von GWA in kommunaler Trägerschaft durchzusetzen?[3]

Die Antwort, die hier gegeben wird, besagt, daß GWA von fortgeschrittenen Kommunen genutzt wird zur Modernisierung von Sozialverwaltung und Sozialpolitik. Der gesellschaftliche Modernisierungsprozeß, in der sozialwissenschaftlichen Literatur beschrieben als Differenzierung und Individualisierung (am anschaulichsten bei Beck 1986), läßt eine zentralistische, ressortierte und einzelfallorientierte Sozialpolitik und -arbeit

zunehmend dysfunktional werden. Es wird erkannt, daß die optimale Wirkung von Dienstleistungen (und GWA ist nichts anderes) erst bei einer Mitproduktion der Nutzer eintritt. Daraus folgt:

"GWA wird als Teil der Sozialpolitik, als deren unterstes, administratives Ausführungsorgan zu einem neuen sozialpolitischen Steuerungsmittel. GWA wurde immer dann als ein Zweig der professionellen sozialen Dienste eingerichtet oder erweitert, wenn die Notwendigkeit erkannt wurde, die Beteiligung der Bürger an der Stadtentwicklung und ihre Selbsthilfe aufzugreifen und zu unterstützen...Als kommunale Dienststelle hat GWA aufgrund ihrer professionellen, administrativen Kompetenz die Möglichkeit, Verbindungen herzustellen zwischen den Initiativen der Bewohner und den gesellschaftlichen Ressourcen, die herkömmlich bei den etablierten Trägern der Sozialpolitik zu finden sind "(30). Sie wird hier als "Scharnier zwischen Bewohnerinteressen und der etablierten Sozialpolitik" (ebda.) gesehen. Zwar weisen die Autoren auf die Widersprüchlichkeit dieser Position von GWA hin. Sie gerät zwischen die Stühle: "Sie ist permanent den kritischen, häufig argwöhnischen Blicken von beiden Seiten ausgesetzt"(ebda.).

In diesem Rahmen kann GWA - das beschreiben die Autoren sehr anschaulich und konkret - nützlich und wichtig für die

Menschen im Stadtteil werden:
- sie fördert Stadtteilöffentlichkeit
- sie stellt soziale Netze her, ermöglicht Zugehörigkeit
- sie entfaltet Alltagskultur und
- sie trägt dazu bei die materielle Basis zu verbessern.

Aber sie schreiben nichts - und das ist eine Schwäche der Broschüre wie übrigens auch des Films - über konkrete Konflikte mit dem Träger, der Stadt Hannover, nichts über die Schwierigkeiten mit der Umsetzung des Postulates der Parteilichkeit, das in dem Text zumindest anklingt. So klingen abschließende Sätze wie die folgenden angesichts der Verengung kommunaler Handlungsspielräume wie das trotzige Pfeifen des Kindes im dunklen Wald:

"GWA ist Teil der kommunalen Sozialpolitik. Deren Neuorientierung hin auf die Stadtteile, zu stärkerer Beteiligung der Bewohner an den sozialen Aufgaben, zur Gestaltung ihrer Lebenswelt, wird - wenn sie denn realisiert wird - dazu führen, daß GWA kein sozialpolitischer Luxus ist, sondern Ausdruck einer sich erneuernden Sozialpolitik"(84).

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück, zur Debatte um das Verhältnis des Verbandes zu GWA-Projekten in kommunaler Trägerschaft, dann bleibt nach der Lektüre dieser Broschüre für mich als Fazit: wenn Sozialpolitik und Sozialarbeit in den Städten - und Nachbarschaftsheime[4] sind, ob sie es wollen oder nicht, Teil davon - im Interesse der Menschen verändert werden soll, dann ist diese Veränderung notwendig ein gemeinwesenorientierter Prozeß, der nicht von "freien" Trägern allein bewerkstelligt werden kann.

Literatur:

Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt(Main) 1986

Rolf Froessler, Klaus Selle u.a.: Auf dem Weg zur sozial und ökologisch orientierten Erneuerung? Der Beitrag intermediärer Organisationen zur Entwicklung städtischer Quartiere in der Bundesrepublik Deutschland. Dortmund/Darmstadt 1991

Martin Fronszek/Stephan Lensing: Gemeinwesenarbeit in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Untersuchung Duisburg 1991 (unveröff. Dipl. arbeit)

Wolfgang Hinte: Innovationen im ASD: Strukturelle Chancen und Grenzen für eine stadtteilbezogene Arbeit, in: Institut für soziale Arbeit (Hsg.): ASD: Beiträge zur Standortbestimmung Münster 1991 (Soziale Praxis H.9)

Kurt Mesle: Praxis der Gemeinwesenarbeit heute. Heidelberg 1978

Siegfried Müller/Thomas Olk/Hans-Uwe Otto (Hsg.): Sozialarbeit als soziale Kommunalpolitik. Ansätze zu einer aktiven Gestaltung lokaler Lebensbedingungen. Neuwied und Darmstadt 1981 (Sonderheft neue Praxis 6)

Dieter Oelschlägel: Gemeinwesenarbeit im Armutsquartier, in: G.Tobias/J.Boettner (Hg.): Von der Hand in den Mund. Armut und Armutsbewältigung in einer westdeutschen Großstadt. Essen 1992, 92 - 105

1 Die Zahlen in Klammern geben die Seitenzahlen der Broschüre an.

2 Was hier in der Verkürzung recht theoretisch klingt, wird in der Broschüre durch Beispiele aus der alltäglichen Praxis anschaulich und konkret.

3 Die Frage stellt sich allerdings auch bei anderer Trägerschaft, denn nicht nur für GWA in kommunaler Trägerschaft gilt: sie "ist professionelle Tätigkeit, sie steht in einem Anstellungsverhältnis zu einem Träger... Sie wird ausgeübt aufgrund von Ausbildungsqualifikation in tariflich geregelten Anstellungsverhältnissen. Damit sind bestimmte Abhängigkeiten gesetzt"(29).

4 als Sammelbegriff für unsere Einrichtungen

16. Konferenz der Internationalen Federation of Settlements and Neighbourhood Centres, vom 4. bis 10. Juni 1992 in Toronto, Kanada :

ORGANIZING FOR SOCIAL CHANGE - NEIGHBOURHOOD RESPONSES TO LOCAL AND GLOBAL ISSUES

Toronto - ein Erlebnis

Ich war noch nie in der anderen Welt. Und Toronto ist eine Welt für sich. Etwas Eigenes bereits für Kanada. Der Reiseführer sagt, Toronto muß man nicht gesehen haben, wenn man Kanada kennenlernen will. Wenn englische Einflüsse unverkennbar sind, so ist Toronto mit den britischen Inseln unvergleichbar.

Eine Weltstadt, in der etwa einhundert ethnische Gruppen miteinander leben, hat jede ihren Stadtbezirk, geprägt mit ihrem Stil und ihrer Mentalität. Eine Fahrt durch die Stadt ist wie eine Reise durch die Welt, Portugal, Italien, Osteuropa,Deutschland China, und so weiter.

In dieser größten und reichsten Stadt Kanadas leben etwa drei Millionen Menschen, davon sind nur noch etwa vierzig Prozent britischer und französischer Herkunft, die übrigen EinwandererInnen.

Die Skyline dominiert, erst in den letzten zwanzig Jahren gebaut, imponieren mir

dennoch die kleinen Häuser im Stadtbezirk. In den Straßenzeilen überall Holzmasten, die Strom und Telefon verteilen.

Eine spannende Reise

Ich bin von meiner Bildung altsprachlich ausgerichtet. Englisch hatte ich in der Schule lediglich vier Jahre. Ich verstehe viel mehr, mein Wortschatz ist zu ungeübt, als daß ich in der Lage wäre zu einer umfassenden Kommunikation. Für den täglichen Bedarf reicht `s.

Mein Mut zur weiten Reise, gemeinsam mit meiner Frau, war einerseits anstrengend, wurde andererseits mit vielen Eindrücken belohnt.

Synthetische Luft über sechs Stunden im Flugzeug, kalte Luft die Nacht über in das Zimmer gepumpt, die Fenster offen, damit es ein wenig warm wird. Sechs Stunden Zeitverschiebung zehren. Aufstehen um die Mittagszeit, Frühstück mit gebackenem Ei, Schinken und gebräuntem Toast. Abendveranstaltungen beginnen versetzt zur Mitternacht. Die trockene Hitze erschöpft die Kräfte, die Sonne ist nur mit Brille zu ertragen.

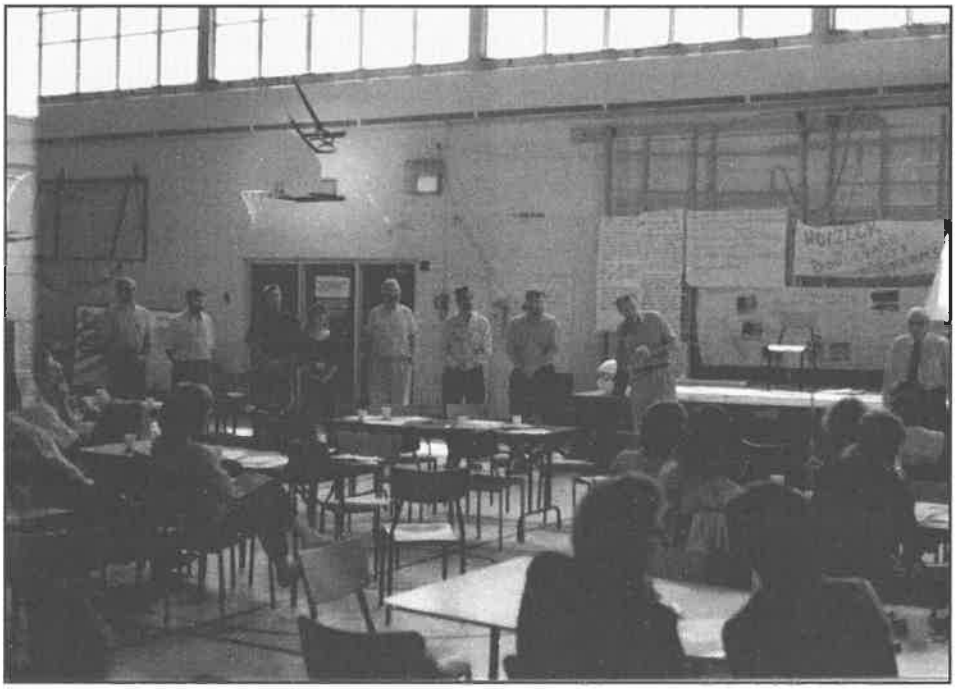
Am einzigen Regentag fahren wir mit einer Gruppe zu den Niagarafällen, Wasser in Hülle und Fülle. Die kanadischen Fälle sind zwar die größten, aber kaum zu sehen, dafür nicht zu überhören. Farbige Scheinwerfer tönen den nächtlichen Nebel erst grün und dann rot.

Der Kongreß beginnt

Das Theaterstück zur Einstimmung macht mich betroffen. "Woyzeck On The Boulevard Of Broken Dreams", frei nach Georg Büchner, direkt bezogen auf die Probleme des Menschen in der heutigen Sozialen Gegenwart.

Die Fragen zum Überleben der Figur "Woyzeck" sollen die Professionellen, die hinreichend im Zuschauerraum bequem sitzen, in den nächsten Tagen in den angebotenen Workshops begleiten und wollen von ihnen beantwortet werden. Ein gelungener Einstieg in den Kongreß.

Danach die ersten vertrauten Gesichter von Teilnehmern, zum Teil bekannt von der East-West-Konferenz des IFS im Oktober 1991 in Tilburg,



Gespräche zur Begrüßung.

Beeindruckend waren Impressionen von drei "Native", die ihre Musik gemeinsam auf einer Trommel begleitet mit einheimischen Liedern anboten.

Bei der Anmeldung hatte ich mich festgelegt für die Themen und Workshops : 1. "Settlements and Neighbourhood Centres". 5. "Human Rights" und 11."Youth".

Die folgenden Tage mit ihren Angeboten waren hart. Die Teilnehmer für die Gruppen wechselten täglich. Die Einführungen in die Workshops erfolgten verbal, nur mit einleitenden Aussagen.

Die Workshops selbst fanden in der Universität statt und waren ebenfalls fast ausschließlich frontal und verbal angelegt. Nur bei "Jugend" kamen einzelne Videos zum Einsatz.

Die Erinnerung an "Woyzeck" verlor sich zunehmend in der Veranstaltung. Auf diese Weise verabschiedete ich mich bereits am ersten Nachmittag, um mir Stadtviertel und ihre Gemeinschaftseinrichtungen anzusehen, zum Beispiel in Chinatown und Portugal.

Workshops

"Human Rights und Human Wrongs" führte zur ersten Bewegung und zum Auszug aus dem Universitätsgebäude. Ein "Schwarzer" wurde vorher nicht zum Referat zugelassen . Er bot sich an, außerhalb des IFS und des Kongresses, über seine Lebensumstände und über den Rassismus in Kanada zu berichten, den wir als Weiße nicht nachvollziehen können.

Zuvor erfolgte eine Debatte über den Unmut zum Verlauf des Kongresses. Eine Resolution wurde als unnütz erachtet, weil sie nichts bewirken würde, und wie die Schwarzen zurecht bemerkten, für die Änderung und ihre Lage bisher nie etwas bewirkt habe.

Ein anderer nachhaltiger Eindruck war die Aufführung eines Videos, abends in einer Kirchengemeinde von Native kommentiert und vervollständigt mit dem Bericht über ihre Lebensumstände in Labrador .

Die Natives sollten seßhaft gemacht werden, damit in ihrem Gebiet die NATO Tiefflüge veranstalten konnte. Der Leidensweg an den neuen Orten mit Alkohol, Fernsehen und Schule wurde deutlich und auch die unausweichliche Konfrontation bei der Besetzung des Flughafens von einer kleinen Gruppe, die auf diese Weise kriminalisiert und ins Gefängnis gebracht wurden.

IFS-Council-Meeting

Unterbrochen wurden meine Unternehmungen zweimal vom Meeting of the IFS Council. Abgearbeitet wurde nach Tagesordnung das Verfahren zur Entlastung des Vorstandes, der Bericht über Finanzen und über Vorgänge der Vergangenheit und Vorhaben in der Zukunft, die Vorstellung der zu

wählenden Mitglieder für den Vorstand und das Executive Committee.

Störend, wie auch in unseren Breiten, finde ich das Ritual der Satzung, das für neue Mitglieder und Nationen kaum Chancen bietet. Bemängelt wurde zwar, daß so wenig Frauen und Schwarze vertreten sind, aber das änderte bekanntlich nichts an den Wahlumständen.

Eine echte Wahl war nur mit sechs KandidatInnen für zwei Executive Committee Members möglich, und diese wurde verhindert, weil vorgeschlagen wurde, daß zwei Stimmen von allen abzugeben seien.

Der Council setzt sich aus acht Männern, davon ein Schwarzer, und drei Frauen zusammen. Herbert Scherer wurde mit 24 von 32 möglichen Stimmen gewählt.

Bemerkenswert war die Initiative von Charles Woodd, U.K., der aufforderte, daß die nationalen Vereinigungen praxisnahe Erklärungen abgeben sollten, über Aufgaben und Arbeitsweise, über Professionalität oder freiwillige (ehrenamtlichen) Aktivitäten, über Settlement oder Neighbourhood, beziehungsweise Community Centre.

Auswertung

Gefeiert wurde allabendlich, auf Einladung der Bürgermeisterin oder Community Centres in Toronto. Der Höhepunkt war die "Gala Celebration", großes Essen mit zehn Gängen im chineschen Lokal, anschließend Tanz.

Begegnungen zwischen den Menschen waren eingeschränkt. Die Delegationen blieben im ihrem vertrauten Bereich. Die Möglichkeiten waren durch straffe Organisation ohnehin begrenzt.

Auseinandersetzungen zum Motto des Kongresses, "Organisieren gesellschaftlicher Umverteilung , Antworten aus den Nachbarschaften zu örtlichen und weltumspannenden Themen", waren die Ausnahme. Bis auf einzelne Gefühlsausbrüche älterer Teilnehmerinnen hielten sich die Diskussionen im rationalen Bereich.

Woyzeck mit seinen Fragen an das soziale und gerechte Leben war endgültig in Vergessenheit geraten. Auf dem Abschlußplenum tauchte das Tranzparent zwischen den Resolutionen und Statements zu Themen und Workshops wieder auf.

Der Kongreß insgesamt führte meines Erachtens von Tag zu Tag, von Workshop zu Workshop zu einem "Einrichten in den Möglichkeiten und Grenzen der sozialen Problemen". **Johannes Franz Erpenbeck**

Nachbarschaftsheim Wuppertal e.V.
-Stadtteiltreffpunkt -

ORGANIZING FOR SOCIAL CHANGE TEIL II

Der Titel der internationalen IFS Tagung in Toronto erweckte Lust zum Teilnehmen und Mitmachen, zumindest bei mir. Er versprach einen Inhalt, der mir aus Erfahrungen mit US- amerikanischen Community Organizing vertraut ist und wo es darum geht, soziale Veränderungen in benachteiligten und "verslumten" Stadtteilen mit denjenigen zu organisieren, die darin wohnen (müssen) und die Privilegien der Gesellschaft nicht genießen, die ausgegrenzt sind.

Zudem versprach die Tagung aufgrund ihrer Internationalität Austausch- und Kontaktmöglichkeiten mit KollegInnen aus Nachbarschaftszentren und Gemeinwesenprojekten der unterschiedlichsten Länder.

Ich meldete mich also - genau wie ca. 300 KollegInnen aus 15 Ländern - an, bezahlte die relativ teure Tagungsgebühr, die Unterkunftskosten, das Verpflegungsgeld und den Flug und fand mich am 4.Juni in der University of Toronto, dem Tagungsort, ein. Zuvor verbrachte ich 4 Wochen Urlaub an der Westküste und in den Rocky Mountains, so daß ich voll Energie und gespannt auf diesen "krönenden Abschluß" und eigentlichen Anlaß meiner Kanadareise war.

Und: Es fing toll an mit inszenierten Demonstrationen, einer Theatergruppe und dem umgewandelten Stück "Woyczeck".

Woyczeck als Symbol der hilflosen HelferInnen, die alles für ihn tun und nur das Beste für ihn wollen, dabei aber aus dem Blick verlieren, wer er ist, was er will und was er selber kann. Er wird zum "Fall" und ist beliebig ersetzbar. Auch Progressivität und "Empowerment" schützen davor nicht!

Woyczeck sollte aufrütteln, nicht nur in der Einführungsveranstaltung, sondern die gesamte Tagung hindurch.

Mit Power sollten die folgenden Tage angegangen, sollten in den Arbeitsgruppen und Workshops "partizipatorisch" Themen erarbeitet und sich ausgetauscht werden... "empowered" sollten wir am Ende der Tagung Toronto verlassen!

Aber es kam alles anders.

Woyczeck schien nach der Einführungsveranstaltung wieder abgereist zu sein. Wahrscheinlich hat er geahnt, was kommen wird - so wie der Regisseur des Theaterstückes, Peter Gabriel, ein sehr beeindruckender älterer Organizer aus Toronto, der aufgrund der Erfahrungen mit der Vorbereitung der Tagung nicht an dieser teilnahm.

- Ein Thema jagte das andere.

- Ellenlange Vorträge in Monologform verhinderten die proklamierte Partizipation der TeilnehmerInnen.

- Selbst Fünkchen partizipatorischer und konkreter "Aufstände einiger weniger, mit der Tagung unzufriedene TeilnehmerInnen scheiterten... wahrscheinlich deshalb, weil der Grund des "Aufstehens" nur ein "Gegen"/ ein "Contra" war.

- Die Hörsaalatmosphäre verhinderte auch noch fast jede Kommunikation der TeilnehmerInnen untereinander.

- Allgemeine und allseits bekannte Kommentare und Statements verhallten ungehört (oder gehört und genervt!).

- Konkrete Arbeitszusammenhänge/ Themen/ Projekte wurden nicht angegangen. Entsprechend gab es auch keine konkreten Ergebnisse, sondern - wie so oft und üblich - allgemeine Resolutionen.

Die Chancen, die ein solches internationales Forum engagierter Leute beeinhaltet, wurden m.E. vertan. Statt dessen wurde ein traditionsbeladener, verkrusteter Status Quo festgeschrieben (dieser macht sich übrigens mehr als deutlich an der Struktur des IFS Vorstandes fest, der in der Mehrzahl europäisch, weiß und männlich ist). Funktionäre, derer es unerwartet viele gab, gefielen sich in ihrer Funktionärsrolle und schienen diese "Erholung" in Form der Tagung zu genießen.

Das Empowerment der vor Ort arbeitenden Organizer blieb auf der Strecke; ich fühlte mich am Ende der Tagung eher ausgepowert (und brauchte nochmal 3 Tage Erholung am Huronsee, um das gute Gefühl des vorangegangenen Urlaubs vor der Rückkehr wiederzubeleben). Die einzige Power, die mir bzgl. der Tagung noch blieb, war, meinem Unmut kundzutun und die methodische und didaktisch gut vorbereiteten Auswertungszettel auszufüllen... wissend jedoch, daß die Chance für eine spontane Veränderung dieser Tagungsstruktur gleich null ist.

Und das Ende vom Lied?

Wäre da nicht das teilweise gute Rahmenprogramm der Tagung gewesen (teilweise sehr intensive und schöne Gespräche, Begegnungen mit interessanten und lieben Menschen, Informationen über Leben, Kultur und auch Problematik der indianischen Völker Kanadas), ich wäre nur mit Frust im Handgepäck wieder nach Hause geflogen.

Die OrganisatorInnen der nächsten IFS Tagung in Helsinki/ St.Petersburg sollten sich bewußt(er) sein, daß Organizing nicht erst beim Social Change, sondern schon bei den Organizern anfängt. Wenn nicht da, wo dann?

Also: Let's really organize!!!

Marion Mohrlok

Erwachsenenbildung in Rußland: Vergangenheit und Zukunft

"DIE ZEIT IST AUS DEN FUGEN" (W.SHAKESPEARE)

In den letzten Jahrzehnten war das Hauptziel des Systems der Erwachsenenbildung in unserem Land die "umfassend und harmonisch gebildete Person". Alle Teile des Bildungssystems der ehemaligen Sowjetunion waren auf dieses Ziel ausgerichtet, auch die Erwachsenenbildung. Erwachsenenbildung spielte dabei eine untergeordnete Rolle, eine ergänzende Funktion zum bestehenden Bildungssystem und auch eine umgekehrte Funktion in Verbindung zum Produktionssystem und der sozialen Aktivität der Menschen. Als ergänzender oder zusätzlicher Teil des allgemeinen Bildungssystems war die Erwachsenenbildung nach dem Unterordnungsprinzip aufgebaut, hauptsächlich um Erwachsenen die Möglichkeit zu geben ihre abgebrochene Ausbildung abzuschließen, ihren Bildungsmangel zu überwinden, Bildungslücken zu füllen, ein Weiterkommen in der Arbeitswelt oder anderen Aktivitäten zu ermöglichen, oder ihr Wissen aufzufrischen.

Allgemein gesehen bestand die Erwachsenenbildung in unserem Land früher aus den folgenden Elementen: Nachtschule, Berufsschule, berufliche Weiterbildungskurse (z.B. interne Lehrausbildung), Abendschule und Fernkurse an Instituten und Universitäten, "Znanie" (Wissens-) Gesellschaft, Massenmedien (Erwachsenenbildungskanäle), Klubs, Museen, Bibliotheken, Selbstausbildungsprogramme, und Religion.

Heute macht die Erwachsenenbildung in Russland (und der CIS) harte Zeiten durch - das Land ist in Krise. Man muß sich bewußt sein, daß in dieser Krise eine Mehrzahl der Probleme sofortige Lösung erfordern. Eines der Probleme, das sofortige Lösung erfordert, sogar und erst recht in der allgemeine Krise, ist die Erwachsenenbildung.

Zuallererst geht es um ein Verständnis der Rolle und Funktion der Erwachsenenbildung im allgemeine Bildungssystem unseres Landes. Das Land ist in Krise, und da Erwachsene die Mehrheit der Bevölkerung stellen handelt es sich um eine Krise des Menschen, des erwachsenen Menschen. Es ist eine Krise des Wissens der Menschen und eine Krise der Grundkategorien des Wissens, die am Wichtigsten sind: Überzeugung, Glaube, oder Ideale - **eine psychologische Krise der Stereotype.**

Um den weiteren Zusammenhang dieser Wissenkrise besser zu verstehen, sieht man sie am Besten in der wechselseitigen Beziehung der folgenden Paare von Gegensätzen: Staat - Person; Zeit - Staat; Zeit - Mensch.

In unserem Land war eine neue Stereotype geschaffen worden - der sogenannte "Homo Sovieticus" mit den typischen Charakteristiken von Verantwortungslosigkeit, Unfähigkeit, Bildungsmangel auf vielen Gebieten, Passivität,... Die Stereotype bestand aus: reden, nicht tun; die Produkte des Verteilungssystems konsumieren (Wohnungen, Autos,...); nicht denken; orthodoxe Ausrichtung; "blind" mit Scheuklappen oder scheintheilig; kriegerische Einstellung. Diese Stereotype war vom Staat geschaffen worden: ihre Merkmale waren auf Angst begründet, und der Person entgegengesetzt. Aber die Charakteristiken sind sehr wichtig, den sie spiegeln das Bildnis der "Helden" dieser Zeit und auch die Zeit selbst wieder.

Die Krise ist auch durch ihre Zeitmerkmale charakterisiert: Quantität und Qualität, Art und Ablauf (Geschwindigkeit), Wesen, etc.; sowie auch durch Ausrichtung gegenüber der Zeit und ihre Wahrnehmung durch den Menschen - **die Kategorie der Zeit als Wert der sozialen Stereotype.**

Das technologische Zeitalter, mit seiner allmählichen Entfremdung des Arbeiters vom Produkt seiner oder ihrer Arbeit und sogar (als Folge davon) vom Arbeitsprozeß selbst, hat die ökonomische Einstellung zur Zeit entwickelt - **Zeit als ökonomischer Wert**. Dieser Ansatz erforderte die Beschleunigung des technologischen Prozesses (Stachanovs Bewegungsablauf, Zeitplanung - die 5 Jahrespläne, etc.), und funktionale Mangelbildung der ungebildeten Menschen. Im sozialen Leben lief die Zeit sehr langsam, sogar statisch (womit soziale Prozesse kontrollierbar wurden), und führte zur Stagnation.

Die Zeit wurde eingeteilt und funktionierte nur auf ihrer Quantitätsseite - für jeden Ablauf wurde ein Quantitätsansatz bestimmt - und damit wurde die Religion von der Kultur abgetrennt (Säkularisierung der Kultur), Traditionen wurden gebrochen, das historische und genetische Erinnerungsvermögen wurde getötet (sozialer "Mankurtismus"), die Geschichte wurde umgebracht, und die Zeit selbst wurde "beschnitten" und verlor ihr Wesen und ihre Qualität. Die Zeit wurde als ein instrumentaler Wert gesehen (als Mittel, nicht Zweck). Die Zeit war im Rahmen der Ideologie gefangen, gleich wie der Mensch in körperlichen und geistigen Sinn gefangen war. Information, freie Wahl, Fragen, Denken, Bildung, Kunst, Wissenschaft, alle waren sie gebunden und unterdrückt durch die Ideologie - die Person war zerstört. Sogar die Wissenschaft versuchte, die Persönlichkeit nicht zu berühren. Die Wissenschaft stoppte auf der Schwelle der Persönlichkeit - weiterzugehen war gefährlich. Die historische und psychologische Zeit bestimmte den Ablauf und das Wesen der sowjetischen Periode.

Von einem historischen Standpunkt aus wurde das ganze Leben durch die Zukunft definiert, die ferne Zukunft des Kommunismus - wie ein Leitstrahl. Die psychologische Zeit wurde der Kontrolle des Staates eröffnet und wurde mehr und mehr veräusserlicht. Die historische wie auch die psychologische Zeit wurde den Leuten entfremdet. Ihr Wissensstand und ihre ideologische Erziehung (Instrument) brachte sie dazu, nicht eine natürliche (zyklische), genealogische, dynastische und historische Ansicht der Zeit zu entwicklen, sondern eine mythologische mit Ritualen, axiologischen Maßstäben und Opfern (vor allem dem Opfer der Persönlichkeit). Dieser ideologische kriegerische Mythos bestimmte, daß man nicht aus freier Wahl und freiem Willen, sondern wegen der sozialen Bestimmung des Staates studierte, - die Zeit wurde vom Staat besessen. Die Bildung fand ihre Quantität (Summe des Wissens) und verlor ihre Qualität, und vor allem in den humanitären Fächern (Geschichte, Literatur, Philosophie, Kunst, etc.) ging die Lernmotivation zurück. Die Seele der Menschen, dem Staat geopfert, wurde ihnen entfremdet.

"Entfremdung" ist eine allgemeine Metapher für die Zeit der Sowjetunion. Zuerst Entfremdung vom materiellen Privatleben, dann Entfremdung vom persönlichen, geistigen und kulturellen Privatleben, und dann sogar Entfremdung von Wissen, die Entfremdung der Menschen von ihrer Seele (sozusagen "die Seele der Menschen unter dem Sozialismus") und von ihrem Land. Das war eine "gute" Lehre für's Leben für die Erwachsenenbildung. Es gab auch eine Entfremdung von der Zeit ("Die Zeit ist aus den Fugen"). Die zerstörte Unversehrtheit der Zeit führte zum Bruch zwischen Zeit und Sinn (Logik) - daher die moralische Krise.

Heute sprechen wir von einer Zeit des Wandels der persönlichen Ziele (Sinn und Bedeutung) und der Schaffung neuer Wertlehren. Soziale Prozesse fangen an, sich so schnell zu entwickeln, daß unser Land in den letzten sieben Jahren ganze Epochen durchwandert hat: "Renaissance", "Aufklärung", "Romantik", und nun hoffentlich wirklicher (und nicht "sozialistischer") Realismus. Wegen dieser großen Geschwindigkeit sehen wir uns mehrerer Paradoxen gegenüber: am Ende sind wir am Anfang, **die Erwachsenen sind zu "Kindern" geworden**, und Erwachsenenbildung muß sich selbst ausbilden. Statt dem ganzen Bildungssystem untergeordnet zu sein, muß die Erwachsenenbildung darin nun eine Hauptrolle spielen.

Wir sind heute mit dem Problem des "Sozialen Infantilismus" konfrontiert. Die Pyramide der Machthierarchie - der Staat oben und die Menschen unten - hat eine ganz bestimmte Beziehungsstruktur bewirkt: Eltern - Kind (beschrieben durch Freid, E.Berne,...). Diese Beziehungsform basiert auf einem Zustand der absoluten Unterordnung und beschränkter Freiheit. Deshalb scheinen wir am Ende der Sowjetunion in einem Zustand des "Sinnverlustes" zu sein, in einer Art "Wunderland". In Wirklichkeit lebten wir von 1917 bis 1985 im "1984", wo alles nur aufgrund der Verwirklichung der Eltern-Kind-Beziehung funktionierte. Die "Eltern" sind gestorben, das "Kind" ist verwaist und braucht Führung. Daher die Nostalgie der Vergangenheit, die auch in einer kürzlichen Meinungsumfrage im September 1992 wieder auftrat: Auf die Frage in welcher Zeit sie am liebsten leben möchten, antworteten 80% der Befragten: "In der Zeit von Breschnew."

Dieses "Kind unserer Zeit", dieses "erwachsene Kind", besitzt alle menschlichen Qualitäten aber es ist nicht als Person aufgebracht worden, nicht einmal als Erwachsener. Daher ist heute die Hauptaufgabe des Bildungssystems nicht die Schaffung der "umfassend und harmonisch gebildeten Person", die bloß als utopische Idee vergangener Zeiten erscheint, sondern die Schaffung einer Umgebung und eines Bildungsraumes, wo eine Mensch zur Person wird oder sich zumindest als Person fühlen kann. Nachdem wir den "Personenkult" abgeschafft haben, kommen wir heute zum "Kult der Person" zurück (dem Kult nicht einer einzelnen Person, sondern der Person jedes Einzelnen).

Die Zeit ist gekommen um "Steine zu sammeln", eine Zeit des Verstehens, des Zusammenschlusses und des Schaffens. Wir müssen ein neues Konzept unserer Gesellschaft schaffen, das den allgemein-menschlichen Werten Vorrang gibt, und daher auch eine neue Konzeption und Methodologie der Bildung. Und die Erwachsenenbildung muß darin die führende Rolle spielen - das System der Erwachsenenbildung, das ja als System noch gar nicht existiert.

Zuerst muß die Erwachsenenbildung Erwachsene schaffen, daß ist heute die klare ethische Bildungsaufgabe für die Menschen unseres Landes. Innerhalb des Erwachsenenbildungssystems müssen wir, vom humanistischen Ansatz ausgehend, ein ganzes System der sozialen und psychologischen Unterstützung aufbauen (eine Rehabilitierungsfunktion der Erwachsenenbildung, die unserem Bildungssystem bisher gefehlt hat). Dies hängt mit solch neuen Problemen unseres Landes zusammen wie Arbeitslosigkeit (Abbau des Militärapparates, Schließung von Betrieben); "Überflüssigkeit" ganzer Bevölkerungsgruppen; "Verlumpung" der Gesellschaft; Zuwachs der Kriminalisierung, die zu einer "Unbegrenztheit der Ambitionen" führt; Zunahme der Einwanderung und Auswanderung (1985 gab es 2368 Auswanderer, 1989/90 schon 1,6 Millionen); nationale Konflikte; Minderheitenprobleme,...

Wir müssen spezielle Bildungskurse für Erwachsenenausbilder (Sozialpädagogen) beginnen mit neuen Lernprogrammen, die aktive, auf globalen Erkenntnissen beruhende Ausbildungsformen und -methoden anwenden (z.B. Spiele und Spieltheorien, Gruppendiskussionen, Problemlösung, etc.). Wir müssen für das zukünftige System der Erwachsenenbildung (mit Mosaikstücken und Subsystemen der bestehenden Erwachsenenbildung) eine gutentwickelte Infrastruktur aufbauen, die auf den Prinzipien der Flexibilität, Kontinuität, Integrität, und der Verwirklichung von verborgenen (ungeschmähten) Fähigkeiten und Kreativitäten des Menschen beruht. Mit solch einem Erwachsenenbildungssystem kann es gelingen, die alten Stereotypen in Individuen und Personen umzubilden. Eine wichtige Rolle in der Beantwortung vieler Fragen wird darin auch die Wissenschaft spielen - Erziehungsphilosophie, Soziologie, Psychologie, Pädagogik, Anthropologie.

Wohin geht es nun? Was ist zu tun? Wie? Warum?...

Wir müssen in den verschiedenen Fachgebieten die gegenseitigen Übergangspunkte zwischen Vergangenheit und Zukunft finden (wie z.B. ein gutentwickeltes Sozialunterstützungssystem, die Ansätze der Settlement - Gemeinwesenarbeit im Westen - sie sind unsere Zukunft!), und wir müssen tatkräftig mit Menschen im Westen zusammenarbeiten, um die Trägheit und den Widerstand der "lebendigen Vergangenheit" in Leben und Bildung zu überwinden.

Aber wir müssen nicht nur die Trägheit in der Bildung überwinden (es braucht Zeit, neue Ideen zu schaffen, neue Bücher zu schreiben, und Bildungsinhalte für neue Ausbilder zu entwickeln), sondern auch die Trägheit der Menschen, - um sie von Passivität durch Motivation und Integration zum Mitmachen zu bewegen, und damit auch **Ziel zu Zeit zurückzubringen, Sinn zu Tätigkeit, Macht zu Wort, Seele zum Menschen,...**

Bildung, und vor allem Erwachsenenbildung, hat große Macht. Mit neuen Ideen gefüllt, ist sie dazu imstande, vieles umzuwandeln: Kriegerisches Denken in demokratisches Bewußtsein, Umbildung in Bildungsinhalte, Unfähigkeit in Fähigkeiten, Verantwortungslosigkeit in Verantwortungen. Sie kann dazu beitragen, aus einem Individuum durch Selbstentwicklung eine Person zu machen. Die Macht des Wissens zusammen mit den allgemein-menschlichen Werten kann sogar die Zeitbombe der Zeit stoppen.

Dmitry A.Lioubitch

Stellvertretender Direktor der Philanthropischen Stiftung "Sozialer Schutz", St.Petersburg.

DIE START BEDINGUNGEN FÜR GEMEIN-WESENARBEIT IN DER TSCHECHOS-LOWAKEI

Anregungen durch die Zusammenarbeit mit der Hochschule De Horst in den Niederlanden.

Meine Damen und Herren, liebe Freunde und Kollegen,

Nach einigen Diskussionen mit den Organisatoren dieser Konferenz habe ich beschlossen, mich in meinem Papier zwei hauptsächlichen Themen zuzuwenden: meinen Erfahrungen aus dem Kooperationsprojekt zur Sozialarbeiterausbildung mit den Niederlanden von 1990 bis 1991 und meinen Assoziationen zum Thema Gemeinwesenarbeit. Ich werde meine eigenen Erfahrungen und Meinungen darstellen, die allerdings auf Diskussionen mit meinen Kollegen, die Holland im Rahmen desselben Projektes besucht haben, aufbauen.

1989, kurz vor der Revolution, kam Jef Helmer, unser holländischer Freund und Aktivist der Charta 77 Bürgerrechtsbewegung, nach Prag, um herauszufinden, welche Hilfe unser Sozial-Erziehungssystem brauchen könnte. Das furchtbar unterentwickelte Sozialsystem führte bei ihm und seinen Freunden in der Tschechoslowakei zum Nachdenken darüber, welche Hilfe in diesem Bereich möglich sein könnte. Kurz nach der Revolution entwickelte sich daraus ein Kooperationsprojekt zwischen De Horst und der Tschechoslowakei. Das Sozialministerium (WVC) gab im März 1990 die Zustimmung, einen neuen Lehrstuhl für Sozialarbeit an der Karls-Universität in Prag zu schaffen und ihm Gestalt zu geben. Das gleiche geschah an der Masaryk Universität in Brno und an der Comenius-Universität in Bratislava. Das Geld dafür kam aus dem Programm für die Zusammenarbeit mit Ost-Europa.

Das Projekt stand auf einer sehr soliden Basis - Jef Helmer wußte schon eine Menge über unser Land und andere Lehrkräfte von De Horst besuchten uns auch, um ein besseres Verständnis von der Sozialarbeit in der Tschechoslowakei zu entwickeln. Vier Leute von unserer Seite kamen nach Holland, um den Besuch vorzubereiten. Insgesamt haben 15 Lehrkräfte von den drei Universitäten an dem Kurs in Holland teilgenommen. Der Kurs war in zwei Teile geteilt, jeweils zwei Wochen. Auch ich nahm daran teil.

Wir waren acht klinische Psychologen, sechs Soziologen und ein Pädagoge. Niemand von uns war Sozialarbeiter. Lassen Sie mich erklären, warum das so war.

Wie Sie wahrscheinlich wissen, war Sozialarbeit in unserem Land sehr eingeschränkt. Es gab keine Hochschulausbildung in diesem Bereich, allein staatliche So-

zialarbeit war erlaubt. Das ganze Gebiet der Sozialwissenschaften stand unter strikter Kontrolle der kommunistischen Partei. Soziologie existierte fast garnicht, Psychologie mußte so marxistisch und sogenannt "naturwissenschaftlich" sein, daß das menschliche Wesen in ihr fast garnicht mehr vorkam. Meine Erfahrung mit der offiziellen akademischen Psychologie war, daß sie impotent war. Der erste Strom humanistischen Denkens, mit dem ich in Berührung kam, war auf dem Gebiet der Psychotherapie. Als ich 1980 Mitglied einer Gemeinschaft für Gruppentherapie-Ausbildung wurde, hatte ich das Gefühl, in eine andere Welt zu kommen. Inmitten einer allgemeinen Atmosphäre von Angst und Individualismus, in der jeder seine Gedanken für sich selbst behielt, traf sich hier eine Gruppe, deren Mitglieder sich untereinander offen ausdrückten und sich kreativ zueinander in gegenseitigem Vertrauen verhielten. Die Mitglieder lernten, Meinungsverschiedenheiten zu ertragen und zu genießen und mit der Kritik von anderen umzugehen, sie lernten, mit einzelnen und mit Gruppen zu arbeiten. Diese inoffizielle Ausbildung hatte sich in den siebziger Jahren unter dem Schutzmantel medizinischer Versorgung entwickelt, die auch die kommunistischen Machthaber nicht zerstören wollten. Einige Generationen von klinischen Psychologen und Psychiatern haben durch diese Ausbildung Erfahrungen gemacht, die auch noch nach der Revolution Früchte trugen. Viele Mitglieder dieser "Gemeinschaften" nahmen führende Stellungen im öffentlichen Leben ein.

Eine ähnliche Ausbildung entwickelte sich später auf anderen Gebieten der angewandten Psychologie, wo das Leben seine grünen Blätter zeigen durfte trotz des Marasmus, der sich auf dem Grunde der Gesellschaft breitgemacht hatte. Dies hat mehr und mehr Leute zur Psychologie gezogen, während auf den anderen Gebieten der Sozialwissenschaft die strikte Kontrolle bis zur Revolution erhalten blieb. Das ist, glaube ich, der Grund, weshalb acht klinische Psychologen nach Holland kamen, um Sozialarbeit kennen zu lernen.

Wir kamen mit dem Bus in das unbekannte Land Holland. Das erste, was die Leute von De Horst taten, war, daß sie uns mit Fahrrädern ausrüsteten. Das war eine geniale Idee, weil die Fahrräder eine wichtige Rolle bei unserer Adaption an das fremde Land spielten. Mit ein bißchen Geld in der Tasche, einen Teil unserer Lebensmittel selbst einkaufend und dabei mit dem Fahrrad durch die Gegend fahrend, fühlten wir uns schnell als selbständige und kompetente Freunde in dem schon weniger unbekannten Land.

Wir nahmen an Vorlesungen und Diskussionen in De Horst teil und besuchten einige soziale Organisationen. Während unseres ersten Besuches waren wir hauptsächlich an Sozialpolitik, dem generellen Ansatz von Sozialarbeit und den Lehrgegenständen an der Hochschule interessiert.

Es gab einige Punkte bei dem Arrangement dieses Projekts, die ich für wichtig halte. Wie ich oben erwähnte, haben unsere Gastgeber für uns die Situation so arrangiert, daß uns die Erfahrung unserer Kompetenz in dem fremden Land vermittelt wurde. Sie stimulierten unseren natürlichen Kontakt mit der holländischen Art zu leben, mit holländischen Familien, bei denen wir wohnten, und mit unserer Fähigkeit, uns in dem Land zu orientieren. Das war wichtig für uns, weil einige von uns des erste Mal im Ausland oder in der westlichen Welt waren. Die Haltung der Organisatoren und der Lehrkräfte folgte derselben Linie. Sie benutzten aktivierende Lehrtechniken, Gruppendiskussionen und die Infragestellung der eigenen Konzepte. Obwohl sie ihre eigenen Ideen hatten, was wichtig ist, haben sie auf ihnen nicht insistiert. Der enge Kontakt, die Offenheit auf beiden Seiten und das tägliche feed-back von uns half, eine Atmosphäre von Kreativität, Zusammenarbeit und unserer Verantwortung für den Lernprozeß entstehen zu lassen.

Auf diese Weise haben wir an uns selbst die wichtigsten Bestandteile einer guten sozialen Ausbildung in einem demokratischen Umfeld erfahren. Das war an unseren Schulen unbekannt.

Wir wurden in unserer Beobachtung bestärkt, daß gute Ausbildung mit der Persönlichkeit und den Haltungen des Sozialarbeiters zu tun hat. Enge Verbindung des Lernprozesses mit eigener praktischer Arbeit wurde aufrecht erhalten. Wir fanden wichtig, daß die Studenten einen eigenen Zugang zur Sozialarbeit entwickelten.

Am Ende des ersten Kurses sahen sich die Organisatoren mit den positiven Ergebnissen ihres effektiven Lehrens konfrontiert. Ich glaube, sie waren sehr erstaunt, als wir ihren Plan für den zweiten Kurs änderten und selbständig einen neuen Plan aufstellten. Sie waren sichtlich irritiert über unser Interesse an konkreten sozialen Diensten, weil sie erwarteten, daß wir ein größeres Interesse an Lehrmethoden hätten. Ich habe gemerkt, daß sie anfangs nicht begriffen, warum diese Lehrkräfte so scharf darauf waren, all diese Dienstleistungen zu besuchen, warum Zuzana so begeistert von Nachbarschaftszentren war und Olda von Wohnheimen und Projekten mit jugendlichen Straftätern. Aber schon bald wurde es ihnen klar - das Hauptproblem bei der Entwicklung der Ausbildung bei uns ist der einseitige Ansatz und der niedrige Standard der Sozialarbeit selbst, der sozialen Dienste und der sozialen Praxis.

Der zweite Kurs im Januar 1991 war vor allem Besuchen in sozialen Einrichtungen und bei sozialen Diensten vorbehalten. Diese waren kombiniert mit effektiven Methoden, die Erfahrungen mit Hilfe von Spezialisten an der Hochschule De Horst zu verarbeiten. Während dieses Stadiums wurden mir einige Merkmale bewußt, die unser Sozial- und Fürsorgesystem von dem in den Niederlanden unterscheiden, und die ich für ein gut funktionierendes System für wichtig halte:

1.

Die Verbindung zwischen dem Staat, der Geld für soziale Hilfestellung gibt und den Nutzern der sozialen Dienste ist nicht direkt. Als wichtige Vermittlungsinstanz tritt eine privatrechtlich verfaßte Organisation dazwischen. Zuerst war es für uns eher komisch zu hören: Wir sind eine private Organisation und wir werden vom Staat/von der Regierung, der Stadtverwaltung usw. bezahlt. Aber dann haben wir angefangen zu begreifen, wie vielen Zielen diese Art des Arrangements dient. Soziale Aktivität muß von unten anfangen. Nur so kann der wirkliche Kontakt mit dem Feld, mit den Menschen in Not und mit sich verändernden Situationen hergestellt werden. Auf der anderen Seite ist die Organisation nie sicher, daß sie Zuwendungen bekommen wird. Diese Unsicherheit verhindert eine der Quellen für die Entwicklung des sogenannten "burn-out"-Syndroms in der sicheren Position eines staatlichen Angestellten, das wir aus unserem sozialen System so gut kennen. Dieses Arrangement gibt auch die notwendige Individualisierung zu dem sozialen Dienst, nicht nur in Beziehung zum Klienten, sondern auch in Beziehung zum Sozialarbeiter, der die Dienstleistung in Harmonie mit seiner eigenen Persönlichkeit entwickelt.

Das Fehlen eines Sicherheitsgefühls un-

ter den Sozialarbeitern hat natürlich auch einige negative Aspekte - sie stehen unter höherem Streß und der Kampf um die Zuschüsse kann die Kooperation auf dem Feld beeinträchtigen. Aber es scheint, daß die positiven Aspekte in diesem Arrangement überwiegen.

2.

Eine andere wichtige Grundlage ist die Trennung von "repressivem" und "helfendem" System. Ich habe schon erwähnt, daß unsere Sozialarbeiter gezwungen waren, Berichte für Gerichtsverhandlungen zu schreiben. Beide Systeme gingen ineinander über. Natürlich ist ihre Trennung die Grundbedingung für Vertrauen zur sozialen Agentur. Die klar geschiedenen Aufgaben helfen auch dabei, den Klienten zu einer besseren Zusammenarbeit zu bewegen. Die "Helfer" und die "Repressiven" sind beide in einer besseren Lage gegenüber dem Klienten und der Klient hat wenigstens ein paar Möglichkeiten, sich zu entscheiden, mit wem er lieber Kontakt haben will. Ein hohes Maß an je spezifischer Kompetenz bei Richtern, Polizeibeamten und Sozialarbeitern gibt Raum für persönliche Initiative und eine sanfte Durchsetzung des Gesetzes, die das ganze System human macht. Die Verbindungslinien zwischen beiden Systemen können es noch sanfter machen: z. B. Sozialarbeiter am Gericht, bei der Polizei, in der Bewährungshilfe. Einige Beispiele der Kooperation zwischen "Helfer" und "Repressor" zugunsten des Klienten, die wir in Utrecht und in Den Bosch sehen konnten, waren wirklich beeindruckend.

3.

Die Verwirklichung der Möglichkeiten, die das System bietet, hat zu tun mit den konkreten Menschen, mit den Sozialarbeitern und mit den Freiwilligen. Unsere Erfahrung von Treffen mit ihnen war sehr positiv. Sie waren freundlich, aber nicht sentimental, verhielten sich entschlossen und begegneten ihren Klienten auf einer gleichberechtigten Ebene. Wir trafen genug Humor auf ihrer Seite - sie versuchten nicht, die ganze Welt zu retten, aber sie waren immer auf der Seite ihrer Klienten, nicht auf der Seite derjenigen, die sie bezahlten. Aber sie waren auch realistisch, höflich und wußten, mit Autoritäten umzugehen.

Ohne Freiwillige kann ich mir soziale Arbeit in Holland nicht vorstellen. Daran mangelt es in unserem Lande ebenfalls. Menschen sind es nicht gewohnt, etwas freiwillig zu tun (bzw. ehrenamtlich), weil solche Organisationen unter der früheren Regierung verboten waren. Die Haltungen zur freiwilligen und ehrenamtlichen Tätigkeit sind nicht entwickelt. In der Regel haben nur Intellektuelle und Studenten die Freiheit, sich in sozialen Aktivitäten zu engagieren. Deswegen bewunderten wir die allgemeine Bereitschaft zur Freiwiligkeit bei den Menschen in Holland und das gute System für die Ausbildung von und die Kommunikation mit den Freiwilligen.

4.

Die sozialen Dienste in Holland schaffen ein dichtes Netzwerk, bei dem wir den Eindruck bekamen, daß es schwieriger ist, ihm zu entgehen, als von ihm aufgefangen zu werden. Ich hatte den Eindruck von einem großen sozialen Körper mit zwei Herzen und einer Reihe von Gliedern. Ich sah RIAGG als ein Herz zusammen mit YAC, wo jeder anrufen oder mit was auch immer vorbeikommen kann. Dort werden Probleme sortiert und es wird rasche Hilfe geleistet. Das andere Herz scheint mir die Gemeinwesenarbeit zu sein, die auf langandauernden Beziehungen und dem langsamen Aufbau von Vertrauen in Gruppen von vernachlässigten Menschen beruht.

Die Glieder des sozialen Körpers sind Möglichkeiten zum Wohnen, Lernen und Arbeiten für alle Arten von Menschen mit Behinderungen in jeder Alters- oder Problemgruppe: Minderheiten, Kinder, Frauen, Jugendliche, Arbeitslose, Straffällige usw. Dies sind notwendige Bestandteile des Netzwerkes, das nicht nur den fallenden Klienten auffangen, sondern ihm auch helfen soll, auf seinen eigenen Füßen den Weg in die Gesellschaft zurück zu finden.

Ich weiß nicht genau, wer der Kopf dieses Körpers ist - vielleicht ist es das Sozialministerium. In unserem Land wollte das Sozialministerium der kleine Kopf unter dem großen Kopf der kommunistischen Partei sein. Aber der Körper war ohne Herz und ohne Glieder. Er war nicht am Leben. Heute werden beim Ministerium für Soziales und Arbeit auf Bundesebene und in der Tschechischen Republik neue Konzeptionen für soziale Sicherheit und soziale Fürsorge erarbeitet. Erfahrungen aus Holland, Deutschland, Österreich, Großbritannien und anderen Ländern werden genutzt, um einen lebendigen und gesunden sozialen Körper zu schaffen. Die Möglichkeit privatrechtlicher Organisationen, die Trennung des repressiven und des helfenden Systems und bessere Bedingungen für die Ausbildung und die Arbeit von Sozialarbeitern, aber auch die Zusammenarbeit mit Freiwilligen werden dabei einbezogen.

Während des letzten Jahres hat der Lehrstuhl für Sozialarbeit zusammen mit Hilfe des Tschechischen Ministeriums für Soziales und Arbeit mit der Entwicklung von Kursen für Sozialarbeiter begonnen, die ihnen helfen, ihre Haltung weiterzuentwickeln und sich Methoden der Sozialarbeit anzueignen. Wir haben für die nächsten zwei Jahre ein Kooperationsprojekt mit De Horst, das wir "Lern-Erfahrung" nennen. Dabei geht es darum, neue Aufgaben für die Sozialarbeit zu bearbeiten, die sich aus der Notwendigkeit ergeben, sich um Arbeitslose und Flüchtlinge, aber auch um Bürger zu kümmern, die mit den Veränderungen in der Gesellschaft eine ganze Menge stressvoller Situationen erleben. Die Tschechoslowakisch-Holländische Konferenz über Arbeitslosigkeit in Brno im Juni 1991 half dabei, auf diesem Gebiet lebendige Kontakte mit Holland aufzubauen. Ein Kurs für eine Organisation, die in freier Trägerschaft mit Flüchtlingen arbeitet, fand im September 1991 in Holland und Prag statt. Im Oktober begann für den neuen Lehrstuhl für Sozialarbeit an der Karls-Universität und an der Masaryk-Universität in Brno das zweite Jahr. Zwei Studenten aus diesem Bereich sind dank der Organisatoren dieser Konferenz hier anwesend.

Einige Sonderprojekte, die von privaten Organisationen in den Niederlanden unterstützt werden, entwickeln sich zur Zeit in der Tschechischen Republik. Meine Slowakischen Kollegen werden sicher morgen über die Entwicklung ihrer Kooperationsbeziehungen berichten. Ich halte die Kooperationen für sehr wirkungsvoll. Es wird einige Zeit dauern, verschiedene Dienstleistungen aufzubauen, aber es ist sehr wichtig, von Anfang an, die richtige Haltung und die richtige Atmosphäre in den Dienstleistungsbereichen zu schaffen, sowohl was die Sozialarbeiter als auch was die öffentliche Meinung angeht. Wie schwierig das sein wird, werde ich anhand meiner Gedanken zur Gemeinwesenarbeit zu erklären versuchen.

1965 entschied ich mich, Psychologie zu studieren. Eines der wichtigsten Motive dabei war, daß ich nicht verstehen konnte,

warum sich Menschen nicht in Aktivitäten engagierten, die ich selbst für bedeutsam hielt. Viele Jahre später entdeckte ich das Zauberwort "Partizipation". Mein ganzes Leben habe ich in einem Land mit nicht-partizipierenden Menschen gelebt. In meiner Jugend konnte ich das nicht verstehen. Später wurde mir klar, daß das die verbreiteteste Form des Widerstandes gegen das Regime war. Die Passivität war eine wirksame und gefährliche Waffe. Die kommunistischen Führer versuchten, sie zu überwinden. Viele von ihnen glaubten zu wissen, was gut für die Menschen sei. Sie versuchten, sie mit Zwang von Kindesbeinen bis zum hohen Alter zu organisieren. Sie benutzten sehr positive Slogans und optimistische Visionen. Sie betonten die Notwendigkeit, für die ganze Gesellschaft zu arbeiten. In den Nachbarschaften arbeiteten sogenannte "Straßen-Organisationen", die verschiedenste Aktionen wie die Reinigung von Straßen oder den Bau von Schwimmbädern organisierten und öffentliche Versammlungen anläßlich kommunistischer Feiertage einberiefen.

Es sah sehr positiv aus. Kollektivismus, Gleichheit und Optimismus waren die leitenden Prinzipien. Auf der anderen Seite hatten die Organisatoren eine wichtige Machtposition. Die Straßenorganisationen hatten die Verpflichtung, Berichte über Menschen zu schreiben, die z. B. einen beruflichen Aufstieg anstrebten. Stellen Sie sich vor, daß einige unbekannte Leute über Ihre Zukunft entscheiden konnten, indem sie eine Einschätzung über Ihre Einstellung zum "Sozialistischen Leben" abgaben.

Kriterien konnten sein, ob Sie während kommunistischer Feiertage Flaggen ins Fenster hängten, ob Sie sich an einem bestimmten Tage an einer Straßenreinigungsaktion beteiligt hätten, ob Sie die Mitglieder der Straßenorganisation grüßten usw. Wenn Sie nicht die Absicht hatten, ein Mitglied solch einer Organisation zu werden und es den anderen gleichzutun, war es meistens besser, nicht zu viel gesehen und in Ihrer Nachbarschaft nicht allzu bekannt zu werden. Die, die organisiert waren, fühlten sich einigermaßen geschützt, aber sie verloren ihre Freiheit und ihre persönliche Verantwortung. Organisiert zu sein bedeutete, Spontaneität, Phantasie, Kreativität und Identität zu verlieren. Oft bedeutete es zu kollaborieren. Menschen akzeptierten ihre Zugehörigkeit zur Organisation aus Furcht und Konformismus. Sie verloren den Glauben an die optimistischen Worte und hohen Ideale. Sie gaben sich der Passivität im öffentlichen Leben hin und entwickelten eine skeptisch-mißtrauische Haltung gegenüber den Organisatoren jedweder Aktion.

Die Nicht-Partizipation wurde zu einer zweischneidigen Waffe, insbesondere heute, wo es darum geht, eine demokratische Gesellschaft aufzubauen. Das Problem mit der Freiwilligkeit ist dabei nur ein Symptom. Ich hatte immer geglaubt, daß die Nicht-Partizipation eine Krankheit des kommunistischen Herrschaftssystems ist, aber jetzt habe ich angefangen zu verstehen, daß sie das entscheidende Problem in jeder Sozialpolitik ist. Gute Partizipation durch die Bürger zu schaffen ist eine Kunst und eine Wissenschaft und bedeutet langandauernde geduldige Arbeit. Was war das für eine Überraschung für mich, als ich mit De Horst nach Laakwartier-Nord in Den Haag kam und da sah, wie Partizipation in einem Nachbarschaftszentrum funktionierte! Es war eine großartige und hilfreiche Erfahrung! Ich investiere eine Menge Energie in den Versuch, diese Prinzipien zu verstehn, die Sie alle aus Ihrer täglichen Arbeit kennen.

Wie wichtig sind doch diese Prinzipien, die in unserer Tradition fehlen: "Setze da an, wo die Menschen sind; diene ihren Bedürfnissen, ihren Interessen; sei geduldig und vertraue darauf, daß die Menschen selber wissen, was das Beste für sie ist. Manipuliere nicht, versuche nicht zu führen, dominiere sie nicht, versuche nur, sie zu verbinden. Wirf Deinen Paternalismus über Bord, der so tief in Deinem Wesen, dem Deiner Kollegen und dem der Nachbarn verankert ist, die sich gegen ihn wehren, ihn aber gleichzeitig auch voraussetzen und erwarten."

Bei dem Aufbau unseres Sozialsystems können uns, denke ich, diese Prinzipien gewaltig inspirieren. Die Prinzipien der Gemeinwesenarbeit halte ich sogar für die wichtigsten Lebensprinzipien einer demokratischen Gesellschaft. Ich sehe den Gemeinwesenarbeiter als einen Politiker im besten Sinne, der nicht für die partikularen Interessen einer politischen Partei arbeitet, sondern dabei hilft, das soziale Netzwerk im Gemeinwesen zu schaffen sowie Kommunikation und Problemlösungen zwischen verschiedenen Subjekten in der Gesellschaft zu ermöglichen.

Für die Entwicklung unserer Gesellschaft wäre diese Kunst, diese Haltung äußerst gesund. Aber die konkreten Formen der Gemeinwesenarbeit müssen sich unterscheiden. Wir haben zum Beispiel bisher noch keine großen Preisunterschiede bei Wohnungen, es gibt keinen Wohnungsmarkt. Das bedeutet, daß wir nicht solche typisch armen Wohnquartiere mit einem besonders hohen Prozentsatz sozialer Probleme haben. Sie sind über die ganzen Städte gleichmäßig verteilt. Aber das wird sich wohl schon in kurzer Zeit ändern und bald werden wir mit ähnlichen Problemen zu tun haben wie Sie. Wir haben, wie erwähnt, eine gute Tradition in Gruppenarbeit und im Training sozialer Fertigkeiten. Wir haben einige Organisationen, die als Ausgangspunkte für die Gemeinwesenarbeit genutzt werden könnten - Jugendclubs und Jugendzentren, Familienzentren, sogenannte Kulturhäuser, die alle ihre Zielsetzungen und Methoden mehr in Richtung der sozialen Sphäre verlagern müssen, wenn sie die öffentliche Unterstützung nicht verlieren wollen.

All das kann uns beim Beginn helfen. Aber es wird schwierig sein, das mentale Erbe des Paternalismus zu überwinden - die Notwendigkeit von Kontrolle und Macht auf der Seite der Organisatoren und den Verlust von Verantwortung, das Mißtrauen und die Nicht-Partizipation auf der Seite der Organisierten. Wir werden lernen müssen, wie die Bedürfnisse von Menschen hier und jetzt befriedigt werden können und wie die Gemeinwesenarbeit von unten nach oben aufgebaut werden kann. Es wird Zeit brauchen.

Wir brauchen gut ausgebildete, kreative Professionelle - für die Ausbildung werden wir die Hilfe und Erfahrung der Kollegen aus dem Westen brauchen. Wir können am besten mit Kindern und Jugendlichen anfangen, die noch nicht so tief in die beschriebenen Stereotype verstrickt sind.

Aber in Wahrheit müssen wir mit uns selbst anfangen, mit unseren Haltungen und unseren Herzen. Allerdings hoffe ich, daß wir schon angefangen haben.

Vielen Dank.

Zuzana Havdrova.

Heinz Altena

ARMUT: URSACHEN, DEFINITIONEN UND LÖSUNGS-ANSÄTZE

1.
"Neue Armut" als Modernisierungseffekt

Deutschland ist eines der reichsten Länder der Erde. Die Leistungsdaten der Wirtschaft belegen im internationalen Vergleich Spitzenpositionen.

Ein nationaler Maßstab zur Beurteilung der ökonomischen Entwicklung stimmt allerdings weniger euphorisch. Das gesamtwirtschaftliche Gleichgewicht - in den 60er Jahren zum Grundpfeiler der sozialen Marktwirtschaft erklärt - ist zunehmend in eine Schieflage geraten. Die postulierten Ziele - angemessenes und stetiges Wachstum (ermittelt durch das Bruttosozialprodukt (BSP)), stabiles Preisniveau (gemessen an der Inflationsrate bzw. am Preisindex der Lebenshaltung), Vollbeschäftigung (dargestellt durch die Arbeitslosenquote) und außenwirtschaftliches Gleichgewicht (errechnet durch die Leistungsbilanz) - sind spätestens seit 1983 obsolet geworden. Trotz/Wegen ständigem wirtschaftlichen Wachstums und imposanten Handelsbilanzüberschüssen konnte weder eine Vollbeschäftigung noch ein stabiles Preisniveau erreicht werden. Die Folgen waren und sind eine anhaltend hohe Arbeitslosigkeit und reale Einkommensverluste bei vielen Arbeitnehmerhaushalten. Mit leichter zeitlicher Verzögerung führte diese Entwicklung zu einem signifikanten Ansteigen der Armutspopulation. Die Zunahme der Einkommensarmut wird durch die gestiegenen Fallzahlen (1970: 1,5 Millionen, 1989: 3,8 Millionen Sozialhilfefälle) und die Ausgabensteigerung für Leistungen nach dem Bundessozialhilfegesetz (BSHG) belegt (1980: 13,2 Milliarden DM, 1990: 31 Milliarden DM). Die offiziellen Zahlen belegen nachdrücklich die quantifizierbare Seite einer neuen Problematik. Die "Beweiskraft" der Zahlen hat sicherlich auch dazu beigetragen, daß das Thema Armut in Teilen der Öffentlichkeit wahrgenommen und in der Fachwelt (Wissenschaft, Verbände) zum Gegenstand zahlreicher Untersuchungen und Veröffentlichungen gemacht wurde.

Dabei hat es Armut in der Geschichte Deutschlands immer schon gegeben. Zur Zeit der Massenproletarisierung durch die Industrialisierung und im Zusammenhang mit Kriegen und der Weltwirtschaftskrise war das Elend weiter Teile der Bevölkerung sicherlich noch größer als heute. Allerdings wurde das Schicksal von den Betroffenen anders erfahren und verarbeitet. Der physische Überlebenskampf war eingebettet in

mehr oder weniger stabile Wertmuster. Der Familie und dem Milieu kamen wichtige Funktionen bei der öberwindung materieller Unterversorgung zu.

Die tradierten Werte und Strukturen wurden zunehmend dysfunktional für eine modernisierte Gesellschaft. Kollegialität und Solidarität, Familie und Nachbarschaft stehen in Gefahr im Wettbewerb um andere Werte wie Mobilität, Individualität und Konsumorientierung auf der Strecke zu bleiben. Die veränderten gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen sind im doppelten Sinn Träger von Armut: Auf der einen Seite bringen sie Armut und deren Merkmale hervor, z.B. Arbeitslosigkeit, Verschuldung, Krankheit, Obdachlosigkeit usw., und auf der anderen Seite sind sie mitverantwortlich für die Auflösung traditioneller Formen von Hilfe und Bewältigung.

2.
Definitionen und Zugänge zur Armutsproblematik

Eine eingehendere Beschäftigung mit dem Skandal der Armut in der Bundesrepublik unterliegt i.d.R. den jeweiligen Intentionen der Betrachter. Politische Statements und wissenschaftliche Veröffentlichungen sind Ausdruck eines bestimmten Standpunkts, einer konkreten Fragestellung oder eines beabsichtigten Ziels. Diese bestimmen weitgehend die Wahl der Definition, der Ursachenanalyse, Folgenbeschreibung, Lösungsansätze usw.. Der Aspekt der Einkommensarmut, deren Ursache als Folge von Dauerarbeitslosigkeit und deren "Bekämpfung" durch die Möglichkeiten des BSHG steht bei den meisten Stellungnahmen im Vordergrund.

Eine umfassendere Definition von Armut wird mit dem Deprivationskonzept von Townsend[1], dem Lebenslagenkonzept von Döring/Hanesch/Huster[2] und dem system - interaktionistischem Modell von Tschümperlin[3] vorgenommen. Alle diese Konzepte gehen über die Feststellung von Einkommensdefiziten hinaus und beziehen andere relevante Merkmale potentieller Ungleichheit in ihre Überlegungen mit ein.

Erweitert man diese Sichtweise um die sozial-kulturellen und sozial räumlichen Komponenten der Lebenswelt, würde m.E. der weitestgehende Zugang zur Armutsproblematik eröffnet. In diesem Sinn hat Armut/Unterversorgung drei Dimensionen:

- eine gesellschaftlich systemische
- eine individuelle biographische
- eine sozial räumliche/kulturelle

Ob bei einer sozial räumlichen Ballung von defizitären Befunden von einer Kultur der Armut gesprochen werden kann, wird wissenschaftlich kontrovers diskutiert. Mit ziemlicher Sicherheit ist jedoch davon auszugehen, daß sich bei einer bestimmtem räumlichen Konzentration von Benachteiligten und Benachteiligung spezifische Verhaltensdispositionen herauskristallisieren. Die Bindekräfte bzw. die Aufenthaltsdauer hängen nicht unwesentlich von den Lebenslagen der betroffenen Menschen ab.

Lebenslagenkonzepte berücksichtigen prinzipiell alle systemischen und biographischen Einflußfaktoren, die Unterversorgung ausmachen können. Wie in diesem Zusammenhang ein Lebenslagenkonzept aussehen kann, soll anhand des sog. "Pentagons der Armut"[4] verdeutlicht werden.

Biographie/Persönlichkeit
- Alter, Gesundheit, Behinderung...
- Geschlecht, Nationalität...
- Sozialisation

Soziale Netze
- Bedeutungsverlust von Familie
- Milieuverlust
- Anonymes Wohnen
- Alleinerziehung

Arbeit/Einkommen
- Bildungsdefizite
- Arbeitsplatzanford.
- Mobilitätsanforderung
- Arbeitslosigkeit
- Sozialhilfe

Gesellschaftliche Werthaltung
- Individualisierung
- Leistungsorient.
- Selbstverwirkl.

Konsum/Kosten
- Konsumbedürfnisse
- Verschuldung
- Kosten f. Grundbedürfnis

Die einzelnen Ausprägungen der Merkmalskategorien stehen in einem komplexen Wirkungszusammenhang. Demnach konstituieren sich Lebenslagen über die mehr oder weniger gelungenen Anpassungsleistungen in einem System gesellschaftlicher "objektiver" Zustände und individueller "subjektiver" Handlungspotentiale.

Bei der Ausgewogenheit und Ganzheitlichkeit dieses Modells wird bewußt auf Aussagen über Ursachen-Wirkungs-Zusammenhänge verzichtet. Allerdings können einzelne Faktoren (z.B. Arbeitslosigkeit, Einkommensarmut usw.) durchaus isoliert und in andere Zusammenhänge gesetzt werden.

Die konzeptionelle Verbindung von Lebenslagen und Lebenswelten hat sowohl politische wie praktische Relevanz. Sie bietet die Chance zur konkreten Intervention und Skandalisierung ebenso wie zur globalen politischen Attacke. Anhand dreier Interventionsmöglichkeiten - Armutsberichterstattung, Gemeinwesenarbeit und politischem Handeln - soll diese Vielschichtigkeit aufgezeigt werden.

3.
Armutsberichterstattung

Um Armutsprozesse und Armutslagen sichtbar zu machen und deren Beseitigung nachhaltig zu forcieren, ist eine fortgeschriebene Armutsberichterstattung unerläßlich. Sie muß Auskunft geben über den Umfang und den Grad der Betroffenheit. Sie wird die subjektiven und objektiven Hintergründe beleuchten und über die Form und Dauer der Benachteiligung berichten. Nicht zuletzt sollte eine Armutsberichterstattung die sozial räumliche Verteilung und die örtlichen, strukturellen Faktoren der Ungleichheit aufdecken. Eine "Lebenswelt der Armut" kann sich am ehesten in kleinen sozial räumlich isolierten Gebieten entfalten. Zu den klassischen Orten der Armut den Obdachlosensiedlungen sind heute neue suburbane Territorien getreten. Das sind Quartiere und Stadtteile, die auf dem Hintergrund eines Strukturwandel und einer ungebremster Wachsumseuphorie peripherisiert wurden. Oft in der Nähe von altindustriellen und/oder stark emitierenden Anlagen gelegen, sind sie im Zuge gewachsener Mobilität, privater Desinvestitionen und öffentlicher Unterversorgung entstanden. Schlechte Lagen, mangelhafte Bausubstanz und minimale Wohnungsstandards haben sie zu einem Ghetto marginalisierter Bevölkerungsteile werden lassen. Das kommunale Augenmerk richtete sich beinahe ausschließlich auf die Anforderungen eines Modernisierungsprozesses. Alle verfügbaren Ressourcen wurden in Richtung auf einen aktiven Strukturwandel mobilisiert. Damit nahmen die lokalen politisch administrativen Akteure die passive Sanierung bestimmter Stadtgebiete billigend in Kauf. Diese Räume wurden zum Auffangbecken für unterpriviligierte Gruppen und Individuen. Diese klar umgrenzten Regionen sind zur Ausbildung eigener Strukturen und Verhaltensmodalitäten prädestiniert.

Zur Informationsgewinnung über Armuts-

lagen, gerade unter sozial räumlichen Gesichtspunkten, muß über die verbreiteste Form kommunaler Sozialberichterstattung hinausgegangen werden. Diese in der Regel quantitativen Untersuchungen stützen sich auf unzulängliches Datenmaterial, sind in ihrer Vorgehensweise wenig analytisch und verharren somit auf der Beschreibungsebene. Eine andere Stoßrichtung hätte ein Armutsbericht, der qualitative Aspekte berücksichtigt, Zusammenhänge aufdeckt und lösungsorientiert im Sinne der Betroffenen arbeitet.

4.
Gemeinwesenorientierte Arbeit

Die Wahrnehmung von Armutsphänomenen als Lebenslagen- und Lebensweltkonzept fördert und fordert die konkrete lokale Intervention und Hilfestellung. Eine ganzheitliche Sicht der Menschen in ihrer biographischen und sozialen Gebundenheit verlangt nach einer prinzipiell anderen Art von Sozialarbeit. Hier bietet sich ein gemeinwesenorientierter Ansatz geradezu an. Gemeinwesenarbeit kann durch ihr interdisplinäres, historisch analytisches Verständnis den lokalen Raum in seiner inneren und äußeren Strukturiertheit wahrnehmen[5]. Gemeinwesenarbeit will aktivieren und anregen. Sie sieht in der Unterstützung von Selbsthilfe eine Möglichkeit zur Emanzipation. Sie verhält sich skeptisch gegenüber den Auswüchsen einer "Kolonialisierung von Lebenswelten". Gemeinwesenarbeit forciert kommunalpolitische und sozialpolitische Einmischung durch Skandalisierung und eine entsprechende Öffentlichkeitsarbeit. Sie setzt auf sozialkulturelle Entfaltung und fördert diesbezügliche Aktivitäten. Gemeinwesenarbeit wird sich auch nicht bei alltäglichen, notwendigen Hilfsangeboten zurückhalten. Die Bereitstellung "nützlicher Dienstleistungen", wie Sozialhilfe-, Arbeitslosen-, Schuldner- oder Drogenberatung kann ebenso sinnvoll sein wie die Offerte eines preiswerten Mittagstischs, einer Kinderbetreuung oder verschiedener Bildungs- und Freizeitangebote. Bei der Entfaltung dieser breiten Palette von Möglichkeiten wird die Gemeinwesenarbeit jedoch nicht ihre Aktivierungs-, Kooperations- und Koordinationsfunktion vergessen.

Gerade in Gebieten, in denen sich Spuren einer Armutskultur entdecken lassen wird ein Gemeinwesenkonzept fruchtbar sein. Die Würdigung individueller funktionaler Strategien, die in einzelnen Fällen zur Schaffung neuer Stabilitätsstrukturen beitragen, werden aufgegriffen ohne verherrlicht zu werden. Nicht der Rückzug in Kuschelwelten, aber auch nicht die unkritische Fixierung auf mittelständische Normen und Werte ist Programm von GWA, sondern vielmehr das Bereitstellen von "Räumen" und "Instrumenten" zur individuellen und sozialen Entfaltung und zur Teilhabe an allen gesellschaftlichen Potentialen.

5.
Pointierte politische Forderungen

Die Einbeziehung wesentlicher subjektiver und objektiver Merkmale von Armut in einer Gesamtschau lebensweltlicher und Lebenslagen konstituierender Elemente darf und braucht nicht unter dem Aspekt einer alles relativierender Beliebigkeit gesehen werden. Es ist durchaus richtig und wichtig aus einer multikausalen Schematik auszubrechen, dominante Faktoren zu isolieren und deren Bedeutung in einen politischen ökonomischen Kontext zu stellen. An dieser Stelle soll auf die Einkommensarmut und ihren Ursachen und Folgen zurückgekommen werden. Die Einkommensarmut - ob bekämpft (Sozialhilfebezug), verdeckt oder relativ (40%, 50% oder 60% des Durchschnittseinkommens) - hat in den letzten Jahren drastisch zugenommen. Die Ursache für Sozialhilfebedürftigkeit liegt häufig im dauerhaften Verlust des Arbeitsplatzes. Die gesamtwirtschaftlichen und einzelbetrieblichen Veränderungen hatten nachhaltige Konsequenzen für den Arbeitsmarkt. Die erhöhte Nachfrage nach qualifizierten, mobilen Arbeitnehmern für moderne oder modernisierte Dienstleistungs- und High Tech Unternehmen ging einher mit dem Abbau von Arbeitsplätzen mit geringerem Qualifikationsprofil, insbesondere im Montanbereich und davon abhängigen Betrieben. Dies führte zu regionalen Disparitäten. Diese globalen Verwerfungen fanden ihre Vertiefung in den kommunalpolitischen Krisenbewältigungsstrategien. Die von der strukturellen Krise betroffenen Städte konkurrieren untereinander um die Ansiedlung vermeindlicher Wachstumsbranchen. Gängige Maßnahmen dabei sind: imagefördernde Werbekampagnen, Verbesserung der sog. weichen Standortfaktoren oder versteckte Subventionen. Damit wurden Ressourcen einseitig gebunden mit dem Ziel oder der Hoffnung ein beschleunigter Umstruktuierungsprozeß würde die "Modernisierungsopfer" langfristig reintegrieren.

Mittlerweile hat sich jedoch herausgestellt, daß die Abkopplung großer Bevölkerungskreise dauerhaft ist. Die Verteilung des Volkseinkommens gemessen an der bereinigten Lohnquote ist nur ein Indikator für die Verfestigung eines Einkommensgefälles. Beispielsweise hat sich der Einkommensanteil der Unternehmer und Selbstständigen gegenüber den abhängig Beschäftigten in den letzten zehn Jahren relativ und absolut gesehen deutlich erhöht. Insgesamt kann gesagt werden: immer weniger Menschen verdienen immer mehr Geld, so daß bereits heute von einer manifesten Dreiteilung der Gesellschaft gesprochen werden muß: 1/10 hochprivilegierte Spitzenverdiener, 6/10 (gut) auskommende Arbeitsplatzinhaber und 3/10 Arbeitslose und Einkommensschwache. Die Festschreibung und Akzeptanz dieser Verhältnisse ist politisch nicht zu verantworten. Ein grundsätzlicher Ausweg kann nur über eine veränderte Beschäftigungs- und Sozialpolitik erreicht werden. Stichworte hierzu sind:

- lokale Beschäftigungsinitiativen
- Schaffung neuer Qualifizierungs- und Arbeitsplatzprofile
- Unterstützung sozialer Beschäftigungsmodelle
- Wertschätzung von gesellschaftlicher Arbeit, wie: Eigenarbeit, Hausarbeit, Erziehungs- und Pflegearbeit usw.
- ökologisch und sozial sinnvolle Projekte
- gerechtere Einkommensverteilung
- Bedarfsorientierung
- Aufbau eines menschenwürdigen Grundsicherungsmodells

Der Vorschlagskatalog ist sicherlich nicht vollständig. Er enthält ausschließlich Forderungen, die innerhalb der existierenden sozialen Marktwirtschaft umzusetzen wären bzw. selbstverständlich sein müßten.

Dem politisch brisanten und sozial skandalösen Auseinanderbrechen der Gesellschaft muß entgegengewirkt werden. Die skizzierten Ansätze - qualitative Armutsberichterstattung, sozialräumliche Intervention und arbeits- und sozialpolitische Initiativen - sind sich ergänzende Beiträge zur Offenlegung, Hilfe und Beseitigung von Armut.

Anmerkungen:

1 vgl.: Townsend, Peter: Poverty in the United Kingdom, Harmondsworth 1979

2 vgl.: Döring, Diether/Hanesch, Walter/Huster, Ernst-Ulrich / (Hg.): Armut im Wohlstand, Frankfurt 1990

3 vgl.: Iben, Gerd: Armut und Wohnungsnot in der Bundesrepublik / Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B49/92,27.11.92, S. 19ff

4 ebd. S. 22

5 vgl.: Oelschlägel, Dieter: Gemeinwesenarbeit in Armutsquartieren, in: Tobias, Gertrud/Boettner, Johannes (Hg.): Von der Hand in den Mund, Essen 1992, S. 92ff

Vorankündigung

Jahrestagung
des
BUNDES-
VERBANDES
FÜR
SOZIAL-
KULTURELLE
ARBEIT
e.V.

"POLITIKENTWICKLUNG UND VERÄNDERUNG VON ÖFFENTLICHKEIT. KLEINE NACHBARSCHAFTEN ALS GROßE HOFFNUNG ZUR WIEDERGEWINNUNG VON ÖFFENTLICHKEIT?"

Wann?
Freitag, 18. Juni 1993 bis
Montag, 21. Juni 1993

Wo?
In O-1276 Buckow

Weitere Info's:
Verband für Sozial-Kulturelle Arbeit e.V.
Slabystr. 11
5000 Köln 60